

# Illustrirte Frauen-Zeitung

Ausgabe der „Modenwelt“ mit Unterhaltungsblatt.

Nr. 23, Erstes Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Dierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

Berlin, 1. December 1885.

(Ausgabe mit allen  
Kupfern: 4¼ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XII. Jahrgang.



PRINZESSIN ALBRECHT VON PREUSSEN.



## Der Einsiedler.

Erzählung von Adolf Pichler.

(Schluß.)

**J**ndes hatte sich der Bauer aus dem Winkel erhoben; er faßte Jodol bei der Hand und schüttelte sie kräftig. „Das hast gut gemacht, Student! wenn D' auch schießen könntest, wär's noch besser!“

„Was, schießen?“ fuhr dieser auf; „siehst Du dort die Tauben fliegen? Gieb mir ein Gewehr, und Du kannst Dir eine braten lassen.“

Der Bauer holte hinter dem Ofen einen Stutzen hervor. „Ich mein' halt, Du Federfuchser kannst nicht einmal recht anschlagen.“

Der Student riß das Gewehr an die Wange, setzte jedoch augenblicklich ab. „Willst Du mich etwa foppen? Da ist ja die Mäde verschoben!“

Jener schmunzelte; er ließ sich dann erzählen, wer und woher Jodol sei, was er zu thun gedente, und sagte: „Necht so, Dich kann ich wohl noch brauchen. Nächstes Jahr wird ein lustiger Fasching, darauf kommt ein trauriger März, dann ein blutiger April. Merk' Dir das und sag' es dem Einsiedler von der Brettsfall, der kann Dir's erklären; dann suche mich auf; ich bin der Spedbacher von Rinn.“

Nun erhob sich ein und der andere Bauernburich vom langen Tische und bot Jodol das volle Glas zum Bescheid.

Der Mann von Rinn begann noch einmal: „Student! jetzt schau, daß D' zum Loch 'naus kommst; nach Junsbruck darfst D' nit mehr zurück, sonst stecken sie Dich in den blauen Kittel. Du übernachtst heut' auf meinem Hof; vor Tagesanbruch schleichst Du über die Volderbrücke und gelangst dann durch den Gnadenwald zur Föhre bei Buch; dort setz' über den Inn und bleib' bis auf Weiteres zu Ruml. Die Zechen zahl' ich; hast Geld zur Heimfahrt?“

Jodol nickte.

„Um die Madeln brauchst Du nit bang z'sein; die führ' ich bis zum Fürstenweg. Ich mein', die da.“ — er deutete auf Gretel. — „wird schon für Dich beten, daß es Dir gut geht. Jetzt schau, daß D' weiter kommst.“

Jodol gab Gretel schnell einige Aufträge: sie möge seine Sachen mitnehmen und einstweilen beim Zoll liegen lassen und der Mutter sagen, daß er sie übermorgen um ein Nachtquartier bitte. Noch ein Händedruck, und er war mit etlichen Burschen aus Rinn auf dem Waldsteige dahin.

Kaum eine halbe Stunde später kam schon eine Patrouille mit aufgepflanztem Bajonett, um ihn abzufassen; der Wirth sagte dem Feldwebel: „Der Vogel ist aus dem Neste, dem Brenner zu; versucht es lieber mit dem Rothkropf im Keller.“

Die Soldaten ließen sich Wein bringen; der Wirth hatte nur so geredet, um sie fest zu halten und von der Spur abzulenken.

Auch Gretel und Luise verreisten am nächsten Morgen. Natürlich tauschten sie vorher, wie es bei Mädchen Brauch, die Schwüre ewiger Freundschaft, Schwüre, welche jedoch nie über die Hochzeiten hinaus halten. Es sind eben Blümchen des Lenzes, und die — welken vor dem Sommer.

Am dritten October, etwa um vier Uhr, stand Jodol vor dem väterlichen Hause. Sollte er eintreten oder nicht? Die Thür war offen, er hörte in der Küche das Feuer prasseln. Seine Stiefmutter rührte am Herd mit dem Löffel den dicken Brei; als sein Schatten hinein fiel, drehte sie sich um. Die Augen aufgerissen, starrte sie ihn an; ohne Händedruck oder Größ Gott schrie sie: „Was willst Du hier, Du Vagabund?“

„Reine Kammer, welche mir das Testament zuspricht, das einzige, was Du mir nicht geraubt hast. An Deinem Tisch werd' ich nicht essen.“

„Da hör' ein Mensch! Deine Kammer! Ersetz' erst, was Du aus dem Hause hinausgetragen; — Deine Kammer! Ich habe das Obst droben, es ist für Dich kein Platz.“

„Nun, so gieb mir die Flinte mit Schrot und Pulver, wie ich sie vorigen Herbst zurückgelassen.“

„Hat man Deinen Vater umsonst begraben? Ich habe sie verkauft.“ Dabei hob sie den lodenden Brei vom Herd: „Jetzt geh', oder ich schütte Dir die Pfanne in's Gesicht!“

Jodol wandte sich schweigend. Auf dem Hausflur gedachte er seiner glücklichen Jugend und trat dann in's Freie, unschlüssig, wohin er sich wenden sollte. Der neue Pfarver kannte ihn nicht; was kümmerten sich Vettern und Wasen um ihn? Vater und Mutter lagen im Grabe; sie wollte er auf dem Friedhof besuchen. Er kniete vor ihrem Hügel nieder; die Hände gefaltet, betete er für die armen Seelen, daß sie, weil er auf Erden sich ihnen nicht mehr anvertrauen könne, ihm aus dem Fegefeuer Rath und Trost zusenden möchten. Ein

kalter Herbstregen begann zu rieseln. Er wischte die Stirn ab und spritzte noch mit dem Wedel Weihwasser auf die Gräber; dann schlich er, den Blick oft rückwärts gewendet, zum Gitter hinaus. Ohne Zukunft, aus der Heimath verstoßen! Er fühlte sich so gedemüthigt, daß er sich an Gretel gar nicht zu denken getraute; wie sollte er ihr die Schmach, das Elend des heutigen Tages erzählen?

Er ging; er folgte den Füßen, die ihn weitertrugen, nicht die Füße ihm. Es regnete stärker, er spannte den Schirm aus und schritt weiter, ohne rechts und links zu schauen.

Da weckte ihn das Plätschern eines Brunnens: er stand neben der Kapelle vor Rattenberg. In der Vorhalle setzte er sich auf eine Bank; den Arm auf das Kinn gestützt, barg er das Gesicht in der Hand und ließ die letzten Ereignisse an sich vorüberziehen. „Wer ein Einsiedler wäre, wie Bruder Michael!“ seufzte er tief. Da fühlte er sich leise berührt und schaute auf. Der Bruder Michael stand vor ihm, — wie ein Wunder, — die Augen voll Theilnahme auf ihn geheftet.

„Ich weiß Alles, was sich in der letzten Zeit zgetragen, — auch was heut in Ruml geschah; hat es doch Deine Stiefmutter jubelnd auf dem Platz erzählt, wie sie Dich aus dem Haus geschafft. Du hast keine Heimath mehr, — wohl! Aber wer nichts hat, hat Gott! Zu Deinem Haupt ist der Himmel, unter Deinen Füßen die feste Erde; noch hast Du, was der Mensch nur einmal besitzt, die Jugend, die Kraft der Hoffnung.“

Aus Jodols Auge quoll eine Thräne; der Einsiedler ahnte die geheime Sehnsucht, die hoffnungslose, und begann wieder. „Vielleicht liegt das Glück vor Deinen Füßen, und eine treue Hand hilft Dir den Schatz heben. Wie oft habe ich erfahren, daß die Menschen sich am nächsten sind, wenn sie am weitesten auseinander schienen!“

Jodol schwieg noch immer. Da setzte sich der Einsiedler neben ihn. „Mein alter Leib muß ein bißchen rasten, und auch für Dich ist es nicht gut, am hellen Tag durch Rattenberg zu gehen, denn es könnt' ein Stedbrief eingetroffen sein. Wahrscheinlich nicht; die Baiern haben jetzt Anderes zu denken, als an eine Wirthshausmütte.“ Doch lassen wir das; selbst schlimmsten Falls ist die Sache bald spurlos in den Acten vergraben. Du mußt weiter denken.“

Jodol zuckte mit den Achseln.

Der Einsiedler blickte ihn ernst an: „Sei nicht so verzagt; Du weißt nicht, was ein Mann leidet und leiden muß. Du bist unschuldig an Leib und Seele, Du weißt nicht, was es ist, wenn die Schuld am Elend hängt. Ich werde Dir etwas erzählen, und dann jammere noch, wenn Du kannst. Vorerst mußt Du Dich jedoch laben; auch Brot und Wein sind ein Trost.“

Er zog aus dem Lederranzen eine Flasche Wein und zwei Semmeln: „Das hat mir der Pfarver von Breitenbach mitgegeben; mög' es Dir Gott gesegnen!“

Der Student, welcher fast noch nüchtern war, griff gierig zu. Der Einsiedler dachte wohl: „Wenn der Hunger erwacht, ist Alles gewonnen!“ und steckte die leere Flasche ein; dann begann er: „Ich habe versprochen, Dir etwas zu erzählen; behalt' es für Dein Leben. Hüte Dich: es giebt nichts Schrecklicheres, als wenn sich Unglück und Schuld an Deine Fersen heften.“

„In Ungarn war ein Soldat, der hatte manchen Strauß mitgefodhten, und nachdem er mit vierzig Jahren als Feldwebel den Abschied erhalten, wollte er sich ein warmes, trauliches Häuslein einrichten und schaute nach den Töchtern des Landes aus. Der Vater hatte ihm eine Hütte vererbt; ein sonniger Weinberg, ein tiefgründiger Acker und etliche Wiesen sicherten den Unterhalt. Darum schauten auch die Mädchen des Landes den Mihaily freundlicher an, bis er sich mit der schwarzäugigen Tochter eines Bethyaren, der mit seiner Rofherde über die Pukta streifte, vermählte. Schon nach zwei Wochen brach der Türke über die Donau, der Landsturm wurde aufgeboden; auch Mihaily rückte aus, er wurde gefangen und nach Jean d'Acre am Meer in die Sklaverei verkauft. Das war ein Sturz aus dem seligsten Glücke in das tiefste Elend. Jeden Morgen betete er für sie; jeden Abend, wenn die Ketten klirrten, dachte er an sie, welche ihm durch den Priester unlösbar verbunden war. Nach zwei Jahren gelang es ihm, auf ein österreichisches Schiff zu entinnen; von Triest bettelte er sich in die Heimath. Er konnte schreiben, wollte jedoch überraschen. — Thor! Wenn er mit ergraudentem Haar und gekrümmtem Rücken vor sie hingetreten wäre! — Etliche Stunden von seinem Dorfe, wo sich mehrere Wade kreuzen, war eine Schenke. Von den Gästen hätte ihn schwerlich Jemand beachtet; er gesellte sich zu den Zigeunern, welche neben den Schweinen in Kothe lagen. Nun erfuhr er durch allerlei Fragen: der Stuhlrichter habe ihn für verschollen erklärt, weil er binnen einem Jahre auf keine Ladung geantwortet, und dann

sein Gut seinem Vetter Jstwan als nächstem Erben zugeworfen. Bald darauf habe Maria diesem die Hand gereicht. Ein Zigeuner fügte bei: er habe auf der Hochzeit gefiedelt; da sei es lustig zugegangen. Der Tausch war auch nicht schlecht: für den alten Feldwebel den schönsten Burschen weitum, den Jstwan! Das schien dem Mihaily unmöglich, er ließ jedoch nichts merken und schlich auf einem Seitenpfad in die Haselbüsche vor der Hütte. Da sah er den Jstwan und sie, wie sie unter der Ulme, wo er so oft geruht, das Mittagsmahl verzehrten, lustig und schädernd; sie hob dann die weiße Decke von einem Knäblein und zeigte, wie gesund es schlief. Maria war nicht seine Tochter, sie war sein Weib; wäre sie seine Tochter gewesen und hätte mit Jstwan sein Brot, — ich meine das Brot des Mihaily, weil es ja auf seinem Felde wuchs, — gegessen und seinen Wein getrunken, er hätte sie gesegnet und wäre, um ihr Theil nicht zu schmälern, als Bettler fort gewandert; hätte der Knabe Jstwans Jüge getragen, er hätte den Enkel geküßt. Jetzt aber grünte ihm aus dem reinen Antlitze der Unschuld Spott entgegen; er zog den Dolch und schwur Rache, — die Hölle hat den Schwur erfüllt.

„Warum klagte er nicht vor Gericht? Der Stuhlrichter hätte ihn für den bloßen Versuch, seinen Spruch umzustößen, von den Panduren als Betrüger auspeitschen lassen, und dann? . . . Enterbt von der menschlichen Gesellschaft, in seinem heiligsten Necht mit Füßen getreten, ward er Räuber unter Räubern. Oft schlich er um das Dorf, wie der Wolf der Pukta, oder lag im Schilf der Theiß versteckt, wo die Bauern zu fischen pflegten. Da kam endlich Jstwan, ein schöner, kräftiger Bursch; er prüft lustig den Kaloceji-Marsch, — warum nicht? Mihaily sprang hervor und stieß ihn lautlos nieder. Später gelang es seiner Bande, die Post abzufangen; sie theilten die reiche Beute und zerstreuten sich dann, denn man war ihnen auf den Hacken. Mihaily legte die Uniform des Soldaten an, welchen Einer vom Volk geschossen, und nahm dessen Paß, weil er sich dann für einen Urlauber oder Verabschiedeten ausgeben konnte. Er verließ Ungarn. . . . Weißt Du nun, was Elend ist? Gott wußte ihn aber auch im Abgrund zu finden; er führte ihn auf den harten Pfad der Buße, wo sich ihm vielleicht noch der Eingang in den Himmel öffnet. . . .“

Er schwieg. Jodol faßte tief gerührt seine Hand und küßte sie.

Die Nacht war hereingebrochen, dem Regen mischten sich einige Schneeflocken bei. Sie wanderten eilig vorwärts. Aus dem Erdgeschloß des Zöllners schimmerte Licht; der Student wollte anklopfen, Michael zog ihn zurück.

„Sie erwarten Dich. Heut aber bist Du zu aufge-regt; geh vorwärts; ich rufe hinein, Du seiest in Sicherheit.“

Er that es. Schweigend stiegen sie zur Brettsfall empor; der Einsiedler führte Jodol in die leere Zelle, wo auf dem Bett eine neue Kutte ausgebreitet war, und verabschiedete sich kurz: „Morgen erfährst Du wichtige Dinge!“

Müde und erschöpft hätte der Student die Posamen des jüngsten Gerichts verschloßen, und erwachte erst, als ihn der Klausner heftig am Arme rüttelte. Es hatte tief herab angeschneit; erst die kalte Luft, welche durch das offene Fenster hereinströmte, brachte ihn zur Besinnung. Er wollte nach seinen Kleidern greifen, Michael reichte ihm die Kutte.

„Folge mir, Du sollst Alles hören!“

Er ging auf die kleine Terrasse voraus, welche er auf der weitsehenden Warte des Felsenvorsprunges angelegt hatte. Bald klapperte Jodol mit den Sandalen auf dem Pflaster; er kam sich vor, wie eine Maske, und mußte trotz der düsteren Stimmung über seinen Anzug lächeln.

Der Waldbruder begann ohne weitere Einleitung: „Du bist ein Tiroler, darum haßest Du die Franzosen; Du weißt, wie der Groll im Herzen des Volkes kocht. Man hat ihm jedes Necht entzogen, ihm in's Gesicht gespieen, die Schergen Bonaparte's auf die Priester geht und die Altäre in den Kirchen geplündert; wir brechen los, die Kreidfeuer“ auf diesen Bergen rufen die Welt zur Freiheit. Wir sind nur eine kleine Schar, aber denk' an Gideon, an Simson, die Makkabäer! Gott ist nicht nur ein Gott der Liebe, sondern auch der Rache! Wenn wir nach Menschenkräften thun, was wir können, wird er seine Engel mit dem Flammenschwert der Wunder aussenden, wie gegen Sennacherib; sie schleudern Apoljon von dem Throne Babels in den Brunnen der Finsterniß und drücken das Siegel des Erlösers auf den Stein, der ihn auf ewig verschließt. Mag der Fuß der Verwüstung in unsere Thäler treten, unser Blut fließen! Hilft er uns, den ich nur im Staub zu nennen wage, — o, mir ist oft, als sähe ich den Himmel aufgethan, und tausend Märtyrer mit

\*) Kärm im Wirthshaus.

\*) Feuersegnale.



Kronen und Palmzweigen schweben empor aus dem finsternen Lualm dieser Erde in das ewige Licht!"

Jodol sah ihn staunend an. Das war nicht mehr der alte Michael: in den Augen loderte schwärmerische Gluth; von den bebenden Lippen floß der schneeweiße Bart nieder wie ein Wasserfall; die Hand zuckte krampfhaft, wie die Kralle des Falken, der eine Schlange zerdrückt.

Nachdem er Athem geschöpft hatte, begann er wieder: „Wir müssen jedoch mit menschlichen Mitteln anfangen. Im nächsten Jahre beginnt Oesterreich gegen die Franzosen; auch bei uns sind die Minen gelegt, die Luntzen bereit. Sie sind in die Hand von Männern gelegt, welche dem Volk wie Feuerzäulen in der Wüste voranziehen. Schon im Februar wird es jucken da und dort, denn der Uebermuth der Fremden will einen lustigen Fasching; da sollen die Bürger Frauen und Töchter nach Sodom und Gomorrha zu ihren Tänzen schicken. Im März werden die Blauen noch obenauf sein, sie träumen ja von neuen Siegen; der April steht blutroth im Kalender. Verstehst Du nun, was der Speckbacher gemeint hat? Er ist einer der ersten; er hat Dich an mich gewiesen. Wenn die Lawinen niederbrechen, bist Du Offizier, vorläufig jedoch Einsiedler, denn in der Kütte kannst Du am besten Bottschaft tragen von Widum zu Widum. Mein Geist ist zwar willig, aber der Leib schwach; da mußt Du mir Deine Jugendkraft leihen. Willst Du?"

Jodol schlug freudig ein.

„Vielleicht ziehst Du dieses Gewand gar nicht mehr aus. Im nächsten Jahr siehst Du schreckliche Dinge; Du erfährst, daß alles Irdische ist wie Thau, welchen die Sonne der Ewigkeit aufzehrt; Du erkennst vielleicht, daß es besser ist, dieser sogleich als treuer Planet zu folgen. O, ahnest Du, welch ein seliger Frieden hier um diese Klausel, diese Kapelle schwebt! Das sieht jedoch bei Gott!"

Jodol blickte bei dieser Anekdote auf das Häuschen an der Ziller. Nun holte Michael aus der Küche ein kräftiges Frühstück. Als sie fertig waren, nahm er den Stab und hängte einen Zwillichsad über den Rücken, in dem Papier knisterte.

„Ich bringe jetzt dem Pfarrer Siard diese Schriften; bei ihm laufen viele Jüden zusammen. Er kann die Adressen schreiben; morgen verträgst Du sie. Die Frauen am Zoll werde ich verständigen; denen darf man schon trauen; Barbel und Gretel thäten, wie Joel und Judith, wenn es der Herr verlangte. Du gehst in die Zelle, schreibst die aufgelagten Nummern ab; daneben liegt ein kleines Büchlein über Vorposten, das ich zusammengestellt, und Du kannst daraus Manches lernen, was Du wissen mußt. Siehst Du dort den Stadel, — er steht tief zwischen den Erlen der Au, — Margens Stadel. Komm bis Zwei hin; ich lehre unsere Buben dort ein bißchen exerciren. Vergiß nicht, Mittags um Zwölf das Aue zu läuten.“

So ging es in diesem Sturm mit den Schicksalen der einzelnen Menschen; wer sollte sie beachten?

Jodol sah die Frauen nur noch selten und zufällig, kaum auf ein paar Minuten; ihr Gespräch war so ernst, daß nicht einmal die Kütte zu einem naheliegenden Scherz Anlaß bot. Die Vorbereitung zum Kampf von 1809, die Großthaten und Siege der Tiroler, bis sie der Uebermacht erlagen, erzählt die Geschichte; wir können sie höchstens als Hintergrund andeuten, wenn sich unsere Freunde davon abheben.

Jodol socht unter Speckbacher in erster Reihe. Er war bei der Schlacht am 10. April, wo die Franzosen vor Teimer die Waffen streckten, und eilte, als der General Chasteler, der vielleicht recht gut auf das Schachbrett des Exercirplatzes taugte, die Stellung bei Börgel verloren hatte, in das Unterland, um ihn zu bewegen, den Paß von Rattenberg oder vor Straß am Klausel zu besetzen. Der flog aber schon zu Margarethen in rasender Hast, barhaupt, die Haare gestäubt, an ihm vorüber; kein Zuruf vermochte ihn aufzuhalten. Er hat jetzt in der Kirche St. Giovanni in Paolo Ruhe gefunden; die Grabchrift verkündet seinen Sieg über die Francogalli in den rhätischen Bergen, und daneben prangen die Denkmäler glorreicher Dogen.

Bald stütheten Jodol in wüster Unordnung die Trümmer des gesprengten Heeres entgegen, ohne Kanonen, ohne Pferde, viele ohne Waffen, als ob ihnen Brede schon in den Nacken hiebe. Da war kein Bescheid zu erlangen; Jeder sorgte für sich. Die Angst besüßelte seinen Schritt; an sich dachte er kaum noch, nur an Gretel und ihre Mutter.

Endlich zu Straß! Das Dorf war noch nicht verlassen, Schützen in größeren und kleineren Gruppen beriethen, Weiber drängten ängstlich herbei, um zu horchen. Bei der Kirche stand der Einsiedler, gab Befehle und ermunterte. Als er Jodol sah, rief er: „Bringst Du Hilfe?"

„Uebermorgen früh rücken Speckbacher und Straub mit dem Landsturm des ganzen Innthales, des Stubai und Sellrain an.“

„So vertheidigen wir den Paß. Lätet Sturm!"

Bald rief eine Glode der anderen von Dorf zu Dorf, die Kreideseuer flammten von Berg zu Berg, in das Rauseln der Trommeln mischte sich der grelle Schrei der Schwegelpfeife. Michael trat vor die Front der etwa zweihundert Schützen.

„Weiß Keiner, wie weit der Feind vorgerückt ist?"

„Bis Kropfsberg noch nicht," antwortete Gredler, der Wirth von Gertrauden; „von den Oesterreichern war gar nichts zu erwarten; die hatten ihre Augen und Ohren an den Füßen, und auf diesen liefen sie davon!"

„Ich will mich vorwärts wagen!" schaltete Jodol ein.

Michael schüttelte den Kopf.

„Diese Räuber bringen Wehrlose um; was thäten sie erst Dir! Ich selbst will gehen; Du kannst mich begleiten, in der Kütte. Herr Pfarrer, fertigen Sie ein Schreiben an den Dechanten von Reut aus, wie wir es mit der Pfingstfeier halten sollen. Das wird uns decken.“

Siard trat in den Widum und brachte bald einen Brief mit dem Amtssiegel. Die zwei Einsiedler nahmen eine Patrouille mit; die sollte sie am Hügel vor Kropfsberg erwarten. Beim Zoll pochte Jodol an die geschlossene Thür; die Frauen erschrakten vor seinem finsternen Blicke im Schatten der Kapuze.

„Ihr könnt nicht hier bleiben," sagte er kurz; „richtet Euch morgen auf die Dämmerung. Steckt ein, was Ihr an Geld und Schmutz habt; bindet Lebensmittel, etwa für drei Tage, in ein Leintuch, in ein anderes zwei Koppolster und zwei warme Decken. Also morgen in der Dämmerung! Behaltet die Kleider an und betet, daß uns Gott Alle behüte!"

Sie schritten vorwärts. Vor dem Wirthshaus in der Aue brannte ein Feuer.

„Ein Piquet!" flüsterte Michael; gleichzeitig rief es aus einem Busche „halt!"; und der Posten trat mit gefälltem Bajonett vor sie hin.

Sie blieben stehen. Auf das Zeichen kam ein Feldwebel mit sechs Mann.

„Ah, Pfaffen! Das sind Spione! Durchsucht sie." Man fand den Brief an den Dechanten; ein Soldat las ihn bei dem Scheine der Laterne laut vor.

„Dieser Dechant muß auch ein Spitzbube sein; vielleicht hat ihn der Brede schon hängen lassen, weil er ein Tiroler ist. Wir haben da und dort einen solchen Kerl aufgeknapft, daß er im Wind tanzte wie ein Hampelmann. Marsch!"

Man führte sie vor den Offizier. Dieser sah sie aufmerksam an, prüfte das Schreiben und befahl dann, sie vor den Kronprinzen in Mapen zu geleiten; der wolle ja Boten an die Tiroler schicken, weil man befürchte, daß sie gegen Kriegsrecht auf die Parlamentäre schießen, diese dummen Bauern. „Behandelt sie jedoch gut!" fügte der Offizier leise bei; „vielleicht ist etwas von ihnen zu erfahren.“

An den grauen Mauern der alten Burg zuckte ungewisser Feuerchein; im Hofe lochten die Soldaten, was sie zusammengeräubt, in den kupfernen Feldkesseln. Ein Offizier erstattete dem Kronprinzen die Meldung; man führte die Einsiedler über eine Treppe mit hölzernem Verschlag in eine getäfelte Stube. Hinter einem Eichenische saß ein feiner junger Mann, den die Kunstgeschichte als König Ludwig von Baiern preist; er hatte das Schreiben Siard's in der Hand und musterte dann die Zwei von oben bis unten.

„Nach Reut dürft Ihr nicht; Ihr wäret die richtigen Vögel für den Dohnenstiege Lesebvre's. Ich will Euch nichts zu Leid thun; aber gebt mir Bescheid, wahren Bescheid.“

Die Zwei verneigten sich.

Der Kronprinz trat vor sie hin. „Ist die Brücke über die Ziller schon abgebrochen?"

„Nein!"

„Wurden Verhaue angelegt?"

„Nein!"

„Haben die Oesterreicher die Stellung besetzt?"

„Nein!"

„Ja, wo sind sie denn?"

„Davon gelaufen!"

„Warum haben die Tiroler diesen Krieg angefangen?"

„Weil die Baiern den Krieg mit Gott angefangen haben. Fragt nach, wie Eure Soldaten gehaßt haben, und Euer Brede hat ihnen nicht Einhalt gethan. Das Blut der ermordeten Greise, der hingeschlachteten Weiber und der erwürgten und gespießten Kinder schreit zum Himmel! Sogar im Tabernakel war unser Herrgott nicht sicher; sie traten die geweihten Hostien auf den Boden, als wollten sie sich an Gott rächen, weil sie es an den Schützen nicht können. Wir Tiroler vertheidigen unser heiliges Recht, darum haben wir Krieg angefangen.“

Michael war dicht vor den Prinzen getreten, der einen Schritt zurückwich.

„Und weil wir die Franzosen nicht leiden können!" fügte Jodol bei.

„Ich auch nicht, ich auch nicht!" murmelte der Prinz

halblaut. „Aber es hilft nichts! So kann es nicht weiter gehen; ich werde Einhalt thun, wo es mir möglich. Glaubt mir, man opfert Euch. Dank von Wien? Vielleicht Versprechungen und einige Gnadenpfeilige anstatt des Haltens! Prometter lungo ed attender corto! Ich kenne Wien besser, laßt Euch nicht mehr bethören. Haltet Frieden mit uns, dann sollt Ihr Frieden haben. Was geschehen ist, ist geschehen! Verziehen! — Niemand soll ein Haar gekrümmt werden. Sagt den Hirten: „Zieht auf Eure Almen, singt Eure Jodler und weidet die Kinder; wir schützen Euch." Sagt den Bauern: „Rehrt zurück in Eure Höfe!"

Ein greller Lichtschein drang durch das Fenster; alle Drei blickten betroffen hinaus. Am linken Ufer des Inn brannten etliche Häuser und die Kapelle in der Mitte plötzlich auf. Prinz Ludwig lief etliche Male mit geballter Faust im Zimmer auf und ab. „O, diese Franzosen, diese Franzosen! Sie verderben mir Land und Leute!"

Michael blickte ihn theilnehmend an. „Ich war auch Soldat, — das ist, wie in den Türkenkriegen. Wenn Ihr der Sohn des Königs seid, befehlt, und wer nicht gehorcht, den laßt hängen, — wär's der Lesebvre selbst.“

„Sagt den Tirolern, ich werde helfen, wo ich kann; aber ich bin nicht allmächtig.“

Er entließ sie mit einer leichten Handbewegung; die Patrouille führte sie etwa hundert Schritte über die Vorposten.

Als sie zu Straß auf dem Kirchplatz anlangten, schlug es eben zwölf Uhr. Der vierzehnte Mai! Aus dem Zillertal waren noch die Nieder Schützen eingerückt; einzelne Landstürmer strömten von da und dort zu. Diese kleine Schar war zum Kampfe gegen die große und siegreiche Armee Brede's und Lesebvre's bereit. Höher als die Begeisterung für den Ruhm, welche sie den Soldaten gönnten, bewegte diese tapferen Herzen die Liebe zu Gott und Vaterland; darum wird der Eichenkranz auf den Bergen Tirols nie welken, das einzige, was es sich in diesen Kämpfen herausgeschossen.

„Wir haben Zeit," rief Michael den Männern zu; „vor Zehn, Elf wird der Feind nicht an der Brücke eintreffen. Jodol führt Zimmerleute hin; dort tragen sie das Joch gegen Straß ab und legen einige Bretter, die man zurückziehen kann, wenn die Baiern stürmen. Die Compagnie von Nied begleitet ihn; er läßt sie am Fuße des Klausels, das er bei Anbruch des Tages besetzt; einen Zug stellt er hinter die Mauer von Kropfsberg zur Beobachtung der Landstraße; aber ja nicht schießen, sonst ist der Feind gewarnt und rückt gleich in voller Schar an; wir müssen Zeit gewinnen!"

Zimmerleute mit dem Lederkurz, das Schlichtheil auf der Achsel, traten vor; die Nieder ordneten sich in Doppelrotten; Jodol, der sich mittlerweile in den Offizier verwandelt, trat mit gezogenem Säbel an die Spitze. Beim Zoll sah er wohl zwei Schatten hinter dem Vorhang, er marschirte jedoch ohne Zeichen vorüber.

Endlich trählten die Hähne, die Sterne verblaßten, ein schmaler Lichtschein erhellte den Ost. Da klopfte es an die Thür. Die Frauen traten mit ihren Bündeln heraus; sie blickten Jodol an, was er verfüge. „Heut keinen guten Morgen," sagte er, „aber gebe uns Gott einen guten Abend.“

Gretel getraute sich kaum, ihn anzuschauen, so prächtig stand er da. Die Krempe des Hutes war rechts aufgestülpt und mit einer grünweißen Kolarde, aus welcher der Federbusch emporstieg, angeheftet. Schräg über die breite Brust zog der Gurt mit dem Säbel, den das Portepöe schmückte. Sie fühlte, sie wußte: Er ist ein Mann! und war stolz auf ihn.

„Legt die Pöcke auf die Bank," fuhr er fort, „und schaut meinem Finger nach. Dort links ober der Kapelle ist eine kleine Wand; ein Buschstreifen zieht mitten hinein. Dann trefft Ihr ein Brettchen, das wie ein Steg zu den dichten Bäumen führt. Biegt die Kesse auseinander, und Ihr steht vor einem Knappenloch, wo der Einsiedler und ich solche Dinge aufbewahrten, welche die Kühle des Kellers bedürfen. Dort sucht und findet Euch Niemand, wenn Ihr das Brettchen hineinzieht. Höchstens in drei Tagen ist ohnedem Alles vorbei; Ihr seid dort besser aufgehoben, als wenn Ihr in ein nahes Dorf flüchtet. Vielleicht komme ich noch heut Nachts. Habt Ihr mich verstanden?"

Sie bejahten es.

„Nun, Jagg," rief er einem Schützen zu, „rück mit dem Karren vor. Alles, was Ihr noch an Lebensmitteln habt, — Speck, Eier, Käse, das Fätschen Wein, — wird aufgeladen; es ist besser, die Schützen zehren es auf, als daß es diese welschen Hunde verschlingen.“

Die Mutter zögerte, den Schlüssel abzugeben; Gretel nahm ihn mit einem raschen Griffe und reichte ihn Jagg. „Nun kommt schnell; wir müssen retten, was zu retten ist. Alles können wir nicht retten: Es ist nur für alle Fälle, auch für den schlimmsten. Wir sind halt zu wenig, zu wenig!"

Die Frauen gingen voraus; zwei Schützen folgten ihnen in die Küche. Dort führte eine Schlagthür in





Berlin zu Guggenmooszeit. Unter den Linden und das Sönderburger Thor. Von Franz Stankina. — Siehe Seite 106.



den Keller; Jodol zog sie auf. „Die werthvollen Sachen hinunter!“

Die Frauen und die zwei Bauern schleppten allerlei Geräth mit vollen Armen herbei. Nun ergriff Jodol Thongeschirre und schlechtes Porzellan und — schleuderte es auf dem Boden in Trümmer. Entsetzt starrte ihn die Mutter an.

„Sie sollen glauben, es sei hier schon geplündert worden; dann ziehen sie vorbei, wenn sie etwa nicht gar die Hütte anschauen, diese Mordbrenner!“

Dann ging er in die Zimmer, hakte da und dort mit dem Säbel in einen Stuhl, durchstach ein Bild, schloß ein Bett auf, daß die Federn herumstoben, — es war ein Gräuel der Verwüstung. In der Küche warf er die Fallthür zu, stürzte den großen Wandkasten darauf, sodaß sie vollkommen gedeckt war. Die Schützen hatten unterdeß die Fenster eingeschlagen.

„Wo ist Dein Geflügel?“ wandte er sich plötzlich an Gretel.

„Drunten im Stall eingesperrt!“

„Laß es schleunig auf den Acker! Fangen werden sie's nicht; mit ihren Schießprügeln treffen sie zu schlecht, um etwas zu erwischen. Deine Blumen werden sie freilich zerstampfen, — wären's die einzigen Blüten, die in diesem Lenze fallen!“

Er blieb eine Weile stehen und betrachtete sein Werk: „Fertig und fort!“

Vor dem Hause faßte ihn Gretel bei der Hand; sie blickte ihn treu und innig an. „Jodol, ob wir uns auf dieser Welt noch einmal sehen, liegt in der Allmacht Gottes; aber eines versprich mir: wenn Du irgendwo krank oder verwundet liegst, laß es mir sagen; dann suche ich Dich, — wär's auch barfuß durch Kesseln und Dornen, — und laß Dich nicht verwerden.“

Er drückte zitternd einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirn und stürmte mit den Schützen, ohne umzusehen, zur Brücke. Die Mutter schluchzte; sie konnte ihm gar nicht mehr ein Kreuz machen.

Zum Verständniß der folgenden Ereignisse muß ich eine kleine Skizze der Gegend entwerfen. Der Inn fließt von West nach Ost; darauf senkrecht in der Richtung von Süd nach Nord erreicht ihn die Ziller. Etwa dreihundert Schritte von ihrer Mündung drängt sich der Schrofen des Klausedes so nahe an ihr rechtes Ufer, daß der Weg in die Felsenwand gesprengt werden mußte; um einer Umgehung vorzubeugen, war er abgegraben. Einen Steinwurf unterhalb setzt die Landstraße ostwärts über eine hölzerne Brücke, also parallel dem Inn. Das Dorf Gertrauden liegt in der Senkung zwischen dem langgestreckten Hügel links, welcher die Trümmer von Kropfsberg trägt, und den Schutthalden rechts, wo die Knappen das taube Gestein abgestürzt hatten. Darüber erhebt sich der Berg als eine Fortsetzung des Klausedes, da und dort bewaldet, mit den Mundlöchern von Stollen und einzelnen Holzhöhlen. Von der Brücke abwärts standen damals rechts an der Ziller einige starke Eichen, links etliche Stadel; die Ufer waren beiderseits flach, von nassen Wiesen und Erdbüscheln eingesäumt.

Neben der Brücke hatte sich Michael aufgestellt, ohne Waffe, nur ein Crucifix im Arme; auf und ab lauerten die Schützen hinter den Steindämmen der linken Seite; gedeckt durch einen Erdhaufen, kniete der Pfarrer, um Sterbenden die Sacramente zu reichen. In den Stadeln lagen Schützen versteckt, wenn sich etwa die Baiern am rechten Ufer ausbreiten sollten. Auf dem Klausede und ober den Schutthalden standen die Nieder mit Jodol wie auf einer Veste, um die Feinde in der Seite zu fassen. Alles war so ruhig, daß man den leisesten Pfiff der Meise, das Zirpen der Grillen hörte.

Ein! Der Posten hinter der Mauer von Kropfsberg lief den Abhang herab durch die Büsche zur Brücke. — Pferdegetrappel! — Kein Blatt regte sich, kein Kopf tauchte auf. Ein Zug Chedauzlegers, den Karabiner bereit, sprengte zur Brücke, voran der Lieutenant von Altrans. Jodol erkannte ihn augenblicklich; gerade ihn wollte er nicht aus dem Hinterhalte treffen und sprang daher auf einen Steinblock; jener zielte mit der Pistole, die Kugel warf ein Lärchenzweiglein herab, — zur Antwort ein Krach, das Ross bäumte, warf den Reiter aus dem Sattel und schleifte ihn kopfunter blutig am Bügel zurück. Nun wurde es lebendig; nur wenige Soldaten entrannten dem sicheren Blei, um dem Vortrab, — leichten Jägern mit dem Raupenhelm, — Nachricht zu bringen. In dichter Kette drangen sie vor, — vergebens! „Heut blüht der Flachs!“ riefen die Schützen einander zu, als sie die lange Zeile der Todten in der blauen Montur sahen. — Fünf! Es war eine jener Pausen im Gefecht eingetreten, wo sich die Gegner mit scharfen Blicken schweigend messen, um sich dann Leib an Leib im tödtlichen Ringen zu umspannen. Die Batterien wurden vorkommandirt. Brede sprengte hin und her; wüthend, Schaum auf den Lippen, ordnete er die Sturmcolonnen, denn der Franzose Lefebvre hatte ihn ausgelacht, daß er die Bauern nicht mit einem

Rajenstüber vertreibe. — Dem Herrn Marschall sollte es in den Schluchten des Eisal noch schlimmer gehen! Als sie in den Bereich der Schutthalden gelangten, stochte der Vormarsch, die Kugeln schlugen ein, Major Jaigier war zum Tode getroffen. Da legte sich an den Saum des Waldes dicker Rauch, Flammen züngelten empor und flatterten bald, vom Winde getrieben, in breiten Streifen aufwärts durch die Föhren: die Baiern hatten die Bäume angezündet, um die Schützen zu vertreiben. Bald stand das Klausede da wie in einem Feuermantel, ein Funkenregen stob gegen die Brücke, über das ganze Thal breitete sich grauer, heißender Qualm. So schob sich Heerföhre an Heerföhre gegen die Brücke; wie eine, drängten zehn nach. Sappeurs wollten Bretter legen, da sprang Michael auf: „Wir haben zum Vaden nicht mehr Zeit, schlagt sie mit den Kolben hinab!“ Eine Salve erdröhnte; er fuhr mit dem Kreuze gegen die Brust und stürzte von einem Balken in die reißende Fluth. Die Bogen wirbelten ihn fort; auf der Wasserfläche zog ein breiter, rother Striemen nach. Schützen sprangen mit Stangen hinzu; es gelang, ihn aufzufangen und an das Ufer zu ziehen, — er war todt. Sie trugen ihn in den Stadel auf das Heu. Der Feind hatte die Bewegung bemerkt; er zielte mit den Haubitzen hin, bis eine Granate einschlug und sogleich zündete. Aus allen Ritzen und Fugen fuhr das Feuer; kaum vermochten die Schützen sich zu retten. Der Stadel brannte bis auf den Grund nieder; von der Leiche des Einsiedlers war nicht ein weißes Knöchelchen mehr zu finden.

An der Brücke hatte eine kleine Zahl Schützen eine Armee fast einen halben Tag aufgehalten; jetzt war der Widerstand gebrochen, die Vertheidiger zerstoßen oder flohen zur Wand der Brettfälle, wo sie das Feuer noch einmal eröffneten. Die Baiern schossen mit den Kanonen hinauf; drei Kugeln streiften die Kapelle. Das Fußvolk eilte im Laufschrift vorüber; die Stechschiffe von oben trafen weniger sicher. Beim Einbruch der Dämmerung war Alles vorbei. Wie die Baiern im Dorfe wütheten, erzählt Stard; die Gräueltaten von Schwag und Bomp mag man in Napp's Buch nachlesen. Brede errichtete man in der Feldherrnhalle zu München neben Tilly ein Denkmal.

Jodol's Schützen waren versprengt; er entrannt nach Hart im Zillertale, übersehte bei Schlitters, wo einzelne Höfe brannten, den Bach und stieg dann quer durch den Wald zur Brettfälle. Er öffnete die Zelle, da stand und lag Alles unberührt, — wo mochte der Einsiedler sein? Von der Terrasse schaute er in's Thal: die Stille der Nacht unterbrach nur bisweilen das Wellen eines verlaufenen Hundes oder der Einsturz verholter Balken, von denen rothe Funken emporflogen. Am Klausede glöhtete es noch; beim Wehen der Luft zuckte hie und da eine Flamme von einem Busch, der bisher verschont blieb. Er schaute zum Himmel: die Sterne wandelten klar und ruhig durch das unermessliche Blau; eitle Thorheit der Menschen, die an ihren erhabenen Gang ihr kleines Schicksal knüpft!

Hier oben war Alles sicher. Der Steig war abgebrochen; über Rottenburg hätten die Baiern keinen Führer gefunden. Jodol holte die Frauen aus dem Stollen, hinter dessen Eingang sie, in die Dedden gewickelt, lauerten. Die kirchliche Regel verbot ihm, sie in die Zelle zu führen; er schloß ihnen daher die Kapelle auf, wo von dem Altar die ewige Ampel durch das rothe Glas schimmerte. Nun kochte er eine warme Suppe; sie verzehrten sie auf dem Beischemel und erzählten sich die Ereignisse des Tages. Auch sie wußten von dem Schicksale des Einsiedlers nichts. Dann bereitete er ihnen ein bequemes Lager an den Stufen des Altars, — sie sollten ihn beim leisesten Geräusch rufen, — und ging in die Zelle, ließ aber die Thüren nur angelehnt. Alle bedurften sehr der Erquickung des Schlafes.

Pax vobiscum!

Hier will ich die geduldigen Leserinnen noch mit einem Waldbruder bekannt machen, der ihnen die Klausur erklären mag. Es ist, — eigentlich es war, denn man hat ihn längst begraben, — mein Freund, der Bruder Felix. Im Jahre 1848 zog er mit den Landesschützen an die welsche Grenze, betheiligte sich an mehreren Gefechten und pilgerte dann nach Jerusalem; ob aus romantischem Hang oder als Bührer, hat er mir nicht gebeichtet. Zurückgekehrt, siedelte er sich unter den Ruinen der Burg Thauer neben dem Kirchlein des heiligen Komedius an, der als Klausner auf einem Bären über den Nonsberg nach Rom geritten war. In Gold und Perlen gefaßt, blickt sein Schädel vom Hochaltare nieder.

Bruder Felix und ich saßen manches Stündlein vor der Hütte, auf dem Tische ein Krug frisches Quellwasser und ein Laib schwarzes Brot. Wir redeten von alten Tagen; er erzählte wohl auch Wunder aus dem Leben der heiligen Väter in der Wüste Thebais, wie es ein großes Fresco im Campo santo von Pisa darstellt. Da erfuhr ich auch Näheres über die Klausur, und warum keine Frau die Zelle des Mönches oder Anachoreten betreten darf.

„Die Liebe zum Weibe ist ein Unkraut im Acker Gottes; wo es wuchert, ersticht der englische Weizen und streut die Sünde ihren Samen. So ein Mädel gleicht einer Ziege, die in den Garten deines Herzens bricht; sie benagt und benascht die schönsten Triebe der Gottseligkeit, daß sie vertrocknen und abfallen.“

So fand er immer neue Gleichnisse und Bilder, deren ich nicht jedes wiederholen darf. Was mochte Felix erfahren haben? Zu Innsbruck erzählte ich mehreren jungen Damen von ihm; sie machten einen Ausflug, ihn zu besuchen. Als sie unvermuthet durch den Zaun des Gärtchens traten, sprang er hinten durch das Fenster der Hütte: „denn wenn die heiligen Väter irgendwo Recht haben, ist es in Bezug auf die Weiber.“

Vielleicht räucherete er dann die Zelle mit Schwefel aus. —

Die Drei schloßen tief in den Tag. Jodol bereitete ein Frühstück; dann kamm er durch die Tannen, deren Rinde oft von Kugeln zerfetzt war, in das Thal hinab. Die Häuser waren verlassen und beraubt, das Vieh aus den Ställen fortgetrieben; der Sturm jedoch vorübergebraust, ja nicht einmal ein Nachzügler zurückgeblieben. Beim Zoll war Alles unverändert, wie er es vorausgesagt hatte. Bauern, welche sich in Wald und Au versteckt hatten, schlichen allmählig herbei und holten dann Weiber und Kinder, bis so ziemlich wieder Alle beisammen waren. Etliche Compagnien Soldaten marschirten ohne Aufenthalt durch die Gassen nach Schwag; weil ihnen Niemand feindlich entgegentrat, verließ Keiner die Reihen. Nachmittags erfuhr Jodol auch das Schicksal und den Tod Michaels; er mochte nichts mehr hören und lehrte auf die Brettfälle zurück. Dort betete er mit den Frauen in tiefster Trauer für die Seelen der Gefallenen; dann raffte er sich auf und ergriff den Stufen. Den Frauen rieth er, erst übermorgen Mittag heimzukehren; sie sollten ihm, er werde ihnen Nachricht senden.

Auf Bergpfaden, wo sich ihm mancher versprengte Landstürmer angeschlossen, erreichte er die Seinen im Wipptal; von Zeit zu Zeit meldete ein Brieflein am Zoll, daß er noch heil und unverletzt sei. Auch nach dem Waffenstillstand bei Znaim, wo Oesterreich auf Tirol vergessen hatte, nahm er an der dritten, ruhmvollsten Erhebung theil; dort vergaß auch Lefebvre das Prahlen.

Ahler, Tirolerabler!  
Warum bist Du so roth? —  
Vom rothen Sonnenscheine,  
Vom rothen Feuerweine,  
Vom Feindeoblate roth,  
Davon bin ich so roth!

Kennt ihr diese Strophe von Johann Seim, dem unglücklichen, mannhaften Dichter? Sie ist noch hie und da auf den Weisenköpfen der Schützen gemalt.

Als der Friede geschlossen war, sah Jodol ein, daß die Fortsetzung des Kampfes vergeblich, unrecht, verderblich sei; er widerrieth, wo er konnte, entrannt aber nur mit größter Noth der Wuth fanatisirter Bauern, welche ihn als Ueberläufer todtzuschlagen wollten. Das nützte ihm jedoch in anderer Weise, indem ihm die bairischen Behörden schon für die letzten Tage des nächsten Februar die straflose Rückkehr gestatteten. Er war dessen froh; das Gnadenbrot des Flüchtlings in Klagenfurt wollte ihm nicht munden. Schon gar nicht mehr, als er auf der Post erfuhr, daß Andreas Hofer durch die Franzosen den Märtyrertod erlitten, während ihr Kaiser die Tochter des österreichischen Kaisers Franz I. als Braut heimführen wollte. Er dachte an die Warnung des bairischen Kronprinzen zu Nagai und glaubte, es müsse sich jede Stirn verfinstern, jede Faust ballen. Die Leute erzählten sich aber die Nachricht gleichgültig, als wäre ein gemeiner Verbrecher ausgeführt worden, der sie eben auch nicht näher anging. Ein Beamter meinte gar: „Wär' er daheim geblieben, im Wirthshaus am Sand hätte ihm Niemand was gethan.“ Ingrimmt faßte ihn; er hätte sich lieber in Tirol einsperren lassen, als noch länger in Kärnten bleiben. Dann zog ihn auch ein tiefes Heimweh nach Norden; wie oft träumte er von den Bergen bei Straß, von Gretel, mit der er im Gärtlein Blumen pflanzte; einmal flocht er mit ihr einen Kranz für das Grab Michaels und erwachte weinend.

Er lehrte über den Paß Thurn zurück. Ueberall waren die Leute beschäftigt, den Schaden auszubessern; Maurer, Tischler und Zimmerleute arbeiteten; die Herzogsgüte des Königs Max gab Hoffnung auf schönere Zeiten. Auf Jodol drückte noch tiefe Schwermuth; auch seine persönlichen Verhältnisse, der Ausblick in eine öde Zukunft hemmten Willen und Thatkraft. Darum wählte er die abgelegene Brettfälle zum Aufenthalt; ja, man sah ihn sogar manchmal in der Kütte, als hätten die Worte, welche Michael über die Ruhe und den Frieden da droben sprach, bei ihm Nachklang gefunden. Den Zoll besuchte er fast alle Tage. Bald setzte ihn die Mutter an den Schreibtisch, er sollte helfen; am liebsten hätte sie es gesehen, wenn er ganz zu ihr gezogen wäre. Gretel war ernst und still; ihr reiner Sinn ahnte, daß

) Glend umkommen.



die Rebel bald reizen und sich dann die scheinbaren Widersprüche in Harmonie lösen würden. Von der Vergangenheit sprachen sie kaum.

Am Faschingsamstag Abends ging Jodol durch das Dorf dem Berge zu. Etliche Bursche, mit denen er früher hie und da eine Halbe getrunken, hielten ihn auf. „Klausner,“ begann einer, „kommst Du morgen nicht in den Saal zum Eder? Wir haben die Musik bestellt!“

„Die Musik!“ erwiderte Jodol, „in dieser Zeit?“ „Eben darum! Die Todten weckt Niemand auf! Sollen wir uns dazu in's Grab legen? Sie haben ihre Zeit gehabt, und wir haben die unrige. Sei geschickt! Du verstandest sonst einen Spaß; bring' die Gretel mit, dann tanzen wir, bis die Sohlen reissen!“

Jodol ging unwillig weiter. Empörte ihn schon der Leichtsin, was ging sie Gretel an? Sonntag Abends drangen die Töne der Geige und Clarinette in seine einsame Zelle. Hie und da ein Jubelschrei zum Stampfen der Füße, — er hörte Alles. Er mochte sich nicht in's Bett legen; um Zwölf war Polizeistunde, da mußte der ganze Hegenabbath aufhören. Dort verstummte die Musik, die Lichter verloschen, und die Bursche stolperten über die Schwelle. Er meinte nun, es solle Ruhe werden, — doch nein! Da erscholl vom Zoll her wüster Lärm und dann ein Gesang, dessen Worte er nicht verstand. Schon wollte er mit dem Stutzen in der Faust hinunter; plötzlich Schweigen, — hatte sie vielleicht der Gerichtsdiener heim gejagt? Er täuschte sich. Den Berg herauf kam Jauchzen, — näher und näher bis vor seine Hütte. Sie stimmten ein Schnadahüpfel an, ein ganz neues, das sie beim Wein für ihn erfonnen:

Der Dasiel im Wald  
Hat nit warm und nit kalt,  
Hat die Kuttan aufg'hängt  
Und ist 'm Madel nachg'sprengt!

Schallendes Gelächter! Ihn erjaßte Wuth, er griff zu einem Knittel und fuhr wie der Wetterstrahl mitten unter sie. Den Einen schlug er rechts, den Andern links; schreiend und heulend purzelte die Bande über den Steig herunter, schneller als sie heraufgekommen. Später bedankte sich der Wundarzt bei Jodol für den schönen Verdienst, den er ihm zugeschanzt.

Schon in der Dämmerung trat Barbel in die Zelle; sie war noch nicht gekämmt, keine Masche saß recht. Nachdem sie eine Weile gepustet, faßte sie ihn beim Scapular der Kutte: „Jodol, so geht's nicht mehr!“

„Ja, was ist denn?“ „Hast Du gestern das Schandlied nicht gehört, das sie uns gesungen? Der Einsiedl im Wald!“ — und dicke Tropfen perlten auf das Busentuch. „Gretel wird ausgeschrien im ganzen Thal. Du mußt was thun.“

„Hab' ich sie nicht geprügelt, daß sie ihr Lebtag an den Segen des jungen Einsiedlers denken werden?“

„Du bist ein dummer Bub.“ „Ja, was denn?“ „Heirathen mußt Du die Gretel!“ „Heirathen!“ schrie er und tautmelte auf die Bank zurück.

„Ist sie Dir etwa zu schlecht?“ „Du lieber Gott!“ Er zupfte am Paternoster. „Nun gut! Gib mir den Kalender, dann setzen wir die Hochzeit fest.“

„Ja, will mich denn die Gretel heirathen?“ „Hast's nicht gespürt?“

„Daß sie mich gern hat, schon, — aber heirathen!“ „Mir scheint, Dich hat das Studiren dumm gemacht. Also ja, die Fasten hältst noch aus; am Ofterdinstag ist dann die Trauung. Heut Mittag kommst, und da trinken wir Gesundheit drauf.“

Um elf Uhr sprang er in großen Sähen über den Berg hinunter; je näher er aber dem Zoll kam, desto langsamer wurden seine Schritte. Vielleicht wär' er am liebsten umgekehrt. Da schrie jedoch die Mutter zum Schubfenster heraus: „Laß die Suppe nicht kalt werden!“ und er folgte dem Rufe Gottes.

Gretel wurde brennroth, als er vor sie hintret; die Mutter brummte: „Sag' Du ihm auch, daß er ein dummer Bub ist!“ Gretel sagte aber gar nichts. Nach den Krapfen wurden die Gläser gefüllt. Die Mutter hielt eine Rede: „Siehst Du, Jodol, ich habe mir längst schon gedacht, Du seiest ein braver Bub,

wenn Du auch nicht wüßtest, wie man die Mädeln anpocken muß. Du hast auch eine gute Schrift; ich bin alt und erthue es nimmer recht. Aber nur eines merl' Dir: Du mußt mit den Bauern nicht zu viel handeln, sonst bist verspielt. Am besten, Du giebst ihnen die Bollete\*) und sagst gar nichts. Also Du übernimmst das Amt. Der Alte und ich haben erspart; Ihr könnt's auch thun, so lange Ihr jung seid; kommen Kinder, die sind dann ein freißendes Kapital. Unser Herrgott hat's mit Euch nicht schlecht gemeint, drum behaltet ihn vor Augen. Freilich, freilich, ich hab' noch Manches auf dem Herzen, aber wir bleiben ja beisammen, und da ist Zeit dazu! So, jetzt sollt's leben hundert Jahre nach dem Tode!“

Die Gläser klingelten lustig an. Am Ofterdinstag traute sie Siard auf der Brettsfall. In der Brautnacht ertönte vor dem Zoll der volltönige Chor der Dorfmusikanten:



Das Café der Blinden in Paris. Um 1790. — Siehe Seite 404.



Pariser Caschenspieler zur Zeit des Directoriums. — Siehe Seite 404.

Der Dasiel im Wald  
Hat nit warm und nit kalt,  
Hat die Kuttan aufg'hängt,  
Und ist 'm Madel nachg'sprengt.

Aber Jodol stürzte dieses Mal nicht mit dem Knittel hinaus, um drein zu schlagen, sondern zahlte am nächsten Sonntag dem lustigen Gesindel eine Pazeide\*\*) Wein. Fünfzig Jahre darauf war die goldene Hochzeit. Ein Sohn, der hochwürdige Pfarrer von Angern, sprach in der festlich geschmückten Kapelle der Brettsfall den Segen über die betagten Eltern. Beim Festmahle saßen unter jungem Volk ehrwürdige Greise und Frauen; als der goldige Terlaner eingeschenkt wurde, hob Einer das Glas und begann schüchtern: „Der Dasiel im Wald!“ Jodol reichte der lieben Gretel gerührt die Hand und fuhr laut fort: „Hat nit warm und nit kalt,“ und darauf folgte der volle Chor:

Hat die Kuttan aufg'hängt  
Und ist 'm Madel nachg'sprengt.

\*) Amisquittung.  
\*\*) Altes Weinmaß.

„Der Dasiel im Wald!“ wiederholte der Toast, die Gläser klangen an, und das junge Volk fragte, was denn das Hapl und der Spruch zu bedeuten habe?

„Ach, wir glauben für die ganze Welt, für die weite Zukunft zu leben; aber die eigenen Enkel wissen nichts von den Thaten und Leiden der Ahnen.“

Sei Jodol und Gretel die Erde leicht!

Nachdruck verboten.

### Prinzessin Albrecht von Preußen.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 397.

Die Prinzessin Marie, Gemahlin des Prinzen Albrecht von Preußen, des neu erwählten Regenten des Herzogthums Braunschweig, erblickte am 2. August 1854 als Tochter des regierenden Herzogs Ernst von Sachsen-Altenburg und seiner Gemahlin Agnes, einer Tochter des Herzogs Leopold von Anhalt, das Licht der Welt. Ihre Vermählung mit dem Prinzen Albrecht von Preußen, einzigem Sohne des gleichnamigen jüngsten Bruders des Kaisers Wilhelm und seiner Gemahlin Marianne, geborenen Prinzessin der Niederlande, erfolgte am 19. April 1873 zu Berlin. Mit so glänzenden Festlichkeiten das Ereigniß gefeiert wurde, Niemand ahnte, daß das junge Paar dereinst in viel bedeutungsvollerer Weise die Augen des Volkes auf sich lenken würde. Wie hätte man auch vermuthen können, daß ein nachgeborener Prinz des Hohenzollern-Hauses in die Lage kommen sollte, in Deutschland Regenten-Pflichten auszuüben? So führte denn das erlauchte Paar, soweit Prinz Albrecht nicht in Anspruch genommen wurde von den militärischen Pflichten, die ihn in letzter Zeit als oberkommandirenden General des zehnten Armeecorps häufiger nach Hannover riefen, ein Leben ruhiger Abgeschlossenheit auf dem Schlosse Kamenz in Schlesien, einem herrlichen, von schönem Park und uralten Wäldungen umringten Fürstenthum, zu welchem von fernher malerische Gebirgsketten herübergrüßen. Auf diesem anmuthigen Fleck Erde, den noch mehr zu verschönern das hohe Paar sich eifrig angelegen sein ließ, wuchsen ihm drei Söhne empor: Prinz Friedrich Heinrich (geb. 15. Juli 1874), Joachim Albrecht (geb. 27. September 1876) und Friedrich Wilhelm (geb. 12. Juli 1880).

Erst vor wenigen Monaten wurde der Name des Prinzen Albrecht mit dem erledigten Regentensitze des Herzogthums Braunschweig in Verbindung gebracht, und bald war, was in den Zeitungen nur als Vermuthung auftauchte, Gewißheit. Am 18. October war in Braunschweig die Trauer um den verstorbenen Herzog Wilhelm abgelaufen; zwei Tage darauf schlug der Staatsminister Graf Gorch-Brissberg, der Vorsitzende des Regentenschafts-Rathes, der zusammenberufenen Landesversammlung den Prinzen Albrecht von Preußen als Regenten vor, und am 21. October folgte mit Stimmeneinheit die Wahl. Die Deputation, welche sich nach Kamenz begab, um den erkorenen Regenten von diesem Beschlusse in Kenntniß zu setzen, erhielt die Zusage des Prinzen, und später ward ihr auch die Ehre zu Theil, dessen hohe Gemahlin wie die drei jungen Söhne zu begrüßen.

Bereits am Tage der Wahl, welche der Ungewißheit über die Zukunft des Herzogthums Braunschweig ein Ende machte, hatten im Lande mancherlei freundliche Kundgebungen stattgefunden; und wie sehr der Beschluß der Landesversammlung den Wünschen speziell der Hauptstadt entsprach, das zeigte sich bei der Rückkehr des Grafen Gorch-Brissberg, der sich, von Kamenz wieder in Braunschweig eintreffend, unvermuthet auf dem Bahnhofe von einer nach Tausenden zählenden, ihm jubelnd zuzuführenden Menge empfangen sah.

Noch viel wärmer und wahrhaft großartig gestalteten sich die Kundgebungen am 2. November, beim Einzuge des neuen Regenten und seiner Gemahlin in Braunschweig. Die Stadt war glänzend geschmückt; durch dicht gedrängte Spalierreihen der Vereine und Schulen nahm der Zug seinen Weg, überall vom Jubel der Bevölkerung begleitet; eine Serenade, von den Gesangsvereinen dargebracht, und ein imposanter Fackelzug bildeten den Beschluß des Tages. Nicht, als werde nur ein neuer Landesverweiser begrüßt, sondern als würde dem angestammten, mit dem Volke verwachsenen Fürsten gehuldigt, so nahm sich das Ganze aus. In der That führt ja auch Prinz Albrecht die Regentenschaft mit den Rechten des souveränen Fürsten, und seiner Tüchtigkeit wird es gelingen, sie zum Segen des Landes zu führen. Hieran wird ein Antheil auch seiner hohen Gemahlin, der Prinzessin Marie, gebühren. Die Braunschweiger haben es nur zu gut empfinden gelernt, was es heißt, wenn dem Herrscher die Gattin, dem Lande die Landesmutter fehlt. Viel entgeht dem Blicke des Mannes, was dem Auge des Weibes sich klar offenbart; Schmerzen und Sorgen, die männlichem Empfinden fernere stehen, sie begegnen in unger Theilnahme im weiblichen Gemüthe. Das gilt, wie vom einfachen bürgerlichen Hause, so auch vom erhabenen Fürstenschlosse, und deshalb erblickt der Prinzessin Albrecht die schöne Aufgabe, dem Lande, wohin ihren erlauchten Gemahl eine neu übernommene Pflicht gerufen, wenn auch nicht dem Namen, so doch der That nach eine Landesmutter zu werden.



Nachdruck verboten.

### Pariser Volkstheater von ehemals.

Von Ernst Schubert.  
Mit sechs Abbildungen.

**D**ie klassischen neun Muse hat man in neuerer Zeit scherzweise eine zehnte zugesellt, die Muse der weniger edlen Unterhaltungen, wie sie sich auf Jahrmärkten, im Circus, in Cafés chantants und ähnlichen Vergnügungspätzen breit machen. So gering geachtet diese Schaustellungen heute sind, die wenn auch ensterrnte Verwandtschaft mit der wirklichen Kunst ist ihnen nicht abzuspochen, und deshalb gebührt ihnen ein Platz ebenso in der Geschichte des Theaters, wie in den legitimen, der Bühne gewidmeten Handbüchern, wenn anders diese den Anspruch auf Gründlichkeit erheben wollen. Solches Lob können wir freilich uneingeschränkt dem Werke, von dem wir hier reden wollen, nicht spenden; denn wenn wir, um nur eines hervorzuheben, aus Pougin's „Dictionnaire du Théâtre“ \*) uns über die deutsche Bühne Rathes erholen wollten, so würden wir uns arg im Stiche gelassen sehen. Während der staltliche Foliant über das antike Theater, die italienische, spanische und englische Komödie mancherlei Anskunft ertheilt, erscheinen in ihm als die einzigen Vertreter der deutschen Kunst — Kasperle und Hanswurst. Nun, das ist keine vorbedachte Bosheit. Der Autor zieht die außerfranzösischen Bühnen nur insoweit in Betracht, als ihr Einfluß auf das französische Theater in Frage kommt, und hierbei fällt ja in der That die deutsche Schaubühne nicht in's Gewicht. Aber richtiger würde der Verfasser gehandelt haben, wenn er die Einschränkung im Titel angedeutet und sein Buch als Dictionnaire des französischen Theaters bezeichnet hätte.

In diesem engeren Rahmen nun erscheint seine Arbeit ebenso gründlich wie interessant. Sie giebt eine Uebersicht über das gesammte französische Theater mit seinen Ausläufern, von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart, und gewährt, was für das Publicum stets einen besondern Reiz hat, tiefe Einblicke in das Treiben hinter den Coulissen. Wie ein großes Pariser Theater verwaltet wird, was für Factoren über das Schicksal eines Stückes entscheiden können, welche gewaltige Macht die Claque bildet, was für Kabalen unter den Künstlern sich abspielen, welchen seltsamen Jargon sie mit einander reden, — dieses und noch hundert andere merkwürdige Dinge erfahren wir aus unserem Lexikon. Freilich wird uns das nicht in wohlabgerundeten, die Gegenstände gleicher Art umfassenden Kapiteln vorgeführt, sondern wir müssen, wenn wir uns über ein Thema unterrichten wollen, die einzelnen Artikel aus der alphabetischen Ordnung zusammensuchen. Niemand wird indessen die Mühe bereuen. Wie interessant liest sich beispielsweise Alles, was uns über den Boulevard du Temple berichtet wird, wo einstmal in Paris die zehnte Muse ihr buntes, lärmvolles Treiben entfaltete.

Während eines ganzen Jahrhunderts, von der Mitte des vorigen bis zur Mitte dieses Centenniums, glich jener Boulevard mit seinen vielen Theatern höheren und niederen Genres, seinen Concerten, Cafés und Schaustellungen aller Art einer immerwährenden Kirmes. Ein Café suchte das andere mit Anlockungsmitteln zu überbieten, und die Unternehmer geriethen dabei auf die seltsamsten Einfälle, wie u. A. das von uns in Bilde reproducirte „Café der Blinden“ beweist, in welchem die Concerte lediglich von Personen, die des Augenlichtes entbehren, ausgeführt wurden. Selbst unter den Schreien der großen Revolution währte der Lärm fort. Freilich mag die zügellose Heiterkeit oft nur eine Maske zum Verbergen des inneren Grauens gewesen sein, aber wie nach überstandener Gefahr der Jubel mit verdoppelter Kraft ausbricht, so war, nachdem das Directorium die Schreckensherrschaft abgelöst hatte, die allgemeine, in lärmender Lustigkeit sich äußernde Freude wohl echt. Auch aus dieser Zeit geben wir zwei Bildchen wieder, deren eines uns zwar nicht auf den Boulevard, sondern in ein vornehmes Privathaus versetzt, in welchem man zur Belustigung der Gäste einen Escamoteur, — so heißt er von den kleinen Korkfingeln nach Form der Anstalt, mit welchen er seine Künste trieb, — geladen hat. Das andere Bildchen dagegen zeigt uns einen jener Felder, die unter offenem Himmel durch ihre Kühnheit die Menge zur Bewunderung hinstießen, den „unvergleichlichen Navel“, mit zweien seiner Kunstgenossen. Ah, auch dieser große Mann sollte erfahren, daß

der Ruhm ein vergänglichendes Ding ist. Was waren seine Künste gegen diejenigen der unter Napoleon I. auftauchenden Madame Saqui, die ganz allein, nur eine Tricolore in jeder Hand, auf dem Seile mimodramatisch den Uebergang über den großen Sanct Bernhard, die Schlacht von Wagram und die Eroberung von Saragossa darzustellen wußte!

ihnen in reichem Maße zu Theil; oft genug geriethen sie mit der Polizei in Conflict, weil der Andrang zu ihrer Bude den Verkehr sperrte. Ihre derben Späße hatten die Form von Zwiegesprächen, etwa in folgender Art: „Herr, da Ihr ein Gelehrter seid, könnt Ihr mir wohl sagen, wann die Verzie unmäß Recepte verschreiben.“ — „Gewiß, mein Freund; wenn sie die Krankheit nicht richtig erkennen.“ — „Nein, wenn sie Frauen Recepte gegen Krankheit des Hirnes verschreiben, denn der Frauenkopf hat kein Hirn.“

Oder ein anderes Beispiel: „Herr, wenn Ihr in einen großen Sad einen Gerichtsdienner, einen Schneider, einen Bucherer und einen Apotheker steckt, wer kommt zuerst wieder heraus?“ — „Du, das ist in der That nicht leicht. Welcher von ihnen sollte wohl den Andern zuvor kommen?“ — „Nun, wenn ich's Euch sage, — gebt Ihr eine Flasche Bordeaux zum Besten?“ — „Abgemacht! Was thut man nicht, um was Neues zu lernen!“ — „Also, der erste, der aus dem Sade kommt, wenn ein Gerichtsdienner, ein Schneider, ein Bucherer und ein Apotheker darin stecken, — der erste, der wieder herauskommt, das ist ganz gewiß ein Spitzbube.“

Die beiden Späßvögel sollen eine große natürliche Komik besessen, und selbst bedeutende Schriftsteller, wie Rodier, und berühmte Schauspieler, wie Ronvel, sollen es nicht verschmäht haben, ihnen zuzuschauen. Das Jahr 1814 machte ihrem gemeinschaftlichen Wirken ein Ende. Als die Allirten Paris angriffen, hat man Beide noch zusammen mit der Klinge in der Hand hinter einer Barrikade in der Rue de Reaug gesehen, dann aber trennten sie sich. Galimafre gab das Geschäft auf, wurde Theater-Maschinist und soll friedlich als Rentier gestorben sein. Boböche dagegen feierte noch unter der Restauration Triumphe, bis er auf den unseligen Gedanken kam, wirklich Theater zu spielen, und die Direction einer Provinzial-Bühne übernahm. Hier verließ ihn das Glück, und er war seitdem verschollen. Beide Personen aber blieben noch lange populär; etliche ihrer komischen Dialoge wurden der Ehre des Druckes gewürdigt, und mehrfach sind auch Boböche und Galimafre auf der Bühne verwerthet worden.

Ueberhaupt hat man in Paris an dieser Art Komikern stets Gefallen gefunden, und selbst der große Richelieu gehörte zu ihren Bewunderern. Im ersten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts bildete ein lustiges Aleeblatt das Entzücken der Pariser; drei ehemalige Bäckergejellen, Turlupin, Gros-Guillaume und Gauthier-Garçaille. Mit einem tragbaren Theater umherziehend, fanden sie überall so großen Zulauf, daß die privilegierte Truppe des Hotel de Bourgogne sich beim Cardinal Richelieu über die Concurrnz beschwerte. Seine Eminenz wollte sich durch den Augenschein überzeugen und ließ die Hebelthäter vor sich kommen. Sie gaben ihr wirksamstes Stück zum Besten: Gros-Guillaume, als Frau verkleidet, sucht Turlupin, den wüthenden Gatten, zu besänftigen. Aber weder Bitten noch Thränen noch Kniefall können den Hornigen rühren; den blanken Säbel in der Faust, unterbricht er alle ihre Betherungen mit der Drohung, ihr den Kopf abzuschneiden. Endlich fällt der Kernstein ein lechtes Besänftigungsmittel ein. „Ich beschwöre dich,“ so steht sie ihm an, „bei der guten Kohlsuppe, die ich dir gestern gekocht, und die du so delicat gefunden hast!“ Das Wort wirkt magisch, und der Säbel entfällt der Hand des Wütherrichs: „Wetterhege, mich so bei meiner schwachen Seite zu fassen!“

Dieser Späß gefiel dem Cardinal Richelieu dermaßen, daß er die besänftigenden Schauspieler bedeutete: aus ihren Vorstellungen komme man immer traurig nach Hause; sie hätten deshalb die Komiker, welche die Leute so prächtig zu erheitern wüßten, in ihren Verband aufzunehmen. Der Name des berühmtesten von ihnen ist noch heute im französischen Bühnen-Jargon erhalten; „Turlupinaden“ nennt man forcirte Stücke der niedrigen Komik, mit denen besfallsgerige Darsteller auf den Geschmack der Menge speculiren.

Diese Proben aus Pougin's Theater-Dictionnaire werden genügen, um erkennen zu lassen, welche Fundgrube von Curiositäten das Buch bildet; haben wir doch nur aus einem kleinen Theile des umfangreichen Materials unsere Auslese getroffen.

Zum Schluß können wir es uns nicht verlagern, noch ein Citat aus dem Abschnitte zu geben, welcher erzählt, welsch unermüthete Zufälle einem Stücke jäh das Ende bereiten können. „Die Belagerung von Paris“ besetzte sich eine Tragödie des Vicomte d'Arincourt, welche die Bedrängung der Stadt durch die Engländer behandelte. Das Trauerspiel hatte die beslagenswerthe Eigenschaft, daß seine Verse bisweilen unfreiwillig komisch wirkten, und man mag sich deshalb vorstellen, welchen Effect

es erzielte, als ein Darsteller, welcher mit Emphase declamirte: „Da vor des Normanns Wuth bereits die Mauern wanken, zieht König Carl herbei mit zwanzigtausend Franken“ plötzlich durch eine Stimme aus dem Hintergrunde des Parterres unterbrochen wurde: „Teufel, der ist reicher als ich!“



Der unvergleichliche Navel. Um 1796.



Turlupin.



Gros-Guillaume.



Boböche und Galimafre, Straßen-Komiker zur Zeit des Empire.

Nicht geringeren Zulauf hatten zu derselben Zeit zwei Straßenkomiker, Boböche und Galimafre. Sie waren ursprünglich ehrjame Handwerker und hatten in der Werkstatt die Kameraden mit ihren Späßen ergötzt, bis sie auf den Gedanken kamen, mit der öffentlichen Ausübung ihres Talentes besseren Lohn und zugleich Ruhm zu erwerben. Beides ward

\*) Arthur Pougin: „Dictionnaire historique et pittoresque du Théâtre et des Arts qui s'y rattachent. Ouvrage illustré de 350 Gravures et de 8 Chromolithographies.“ Paris, Firmin Didot et Co., Frs. 40.



# Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geistlich geschützt sind. — Die Preise der letzteren siehe im Inseraten-Beilage.

**N**eben Luxuspapier. — Alle schöpferische Kraft in ihrer Bethätigung ist einer Betrachtung werth. Das gilt für die tausendgestaltigen Kräfte der Natur, die mit Gebirgen umherwerfen und daneben die kleinste Blüthe mit Duft und Glanz versehen; es gilt aber auch für die schöpferischen Künste des Menschen, die nicht nur Werke errichten von der Dauer und Großartigkeit der Pyramiden, sondern daneben auch am Winzigsten und Vergänglichsten sich bethätigen.

Es giebt eine Reihe von Producten des menschlichen Erfindungsgeistes, die ihrer Natur nach vergänglich sind, als der Winterschnee, wenn die Frühlings-sonne ihn beglänzt: die



Trinkgefäß.

Fassung des Schädels einer gehörnten Aise. Nach eigenem Entwurf in Silber ausgeführt von Moritz Ellmeyer, Hof-Juwelier in Dresden. Höhe 20 Cent.

Werke der Kochkunst, der Parfümerie und Beleuchtungs-Industrie, der Tabak-Fabrikation und dergleichen. Das sind Erzeugnisse, die in einem Moment des Genusses, in einer kurzen Frist, während welcher sie das Menschenleben angenehm machen, verschwinden. Man beklagt sie nicht; sie waren da, um Wohlgeschmack, Duft und Licht zu spenden; haben sie ihre Schuldigkeit gethan, so tritt Neues an ihre Stelle.

Außer diesen Dingen giebt es wohl kein vergänglicheres Erzeugniß der Technik, als Papier. Wo es, sorgfältig in Bücher und Acten gebunden, in Bibliotheken und Archiven aufbewahrt wird, erhält es sich freilich Jahrhunderte lang. Aber Papier im Gebrauche, Papier in Menschenhand, oder gar in Luft und Sonnenschein, in Wasser und Feuer, ist ein arg vergängliches Ding, vergänglicher als die Feder auf dem Hute, als das Seidenstückchen am Gewande, als die Sohle am Schuh.

Und dennoch verschwendet an dieses vergängliche Ding die moderne Kunst-Industrie eine Erfindungskraft, einen Reichtum an Phantasie, welche würdig wären, an Erz und Porphyr thätig zu sein. Der Luxus ist eine so gewaltige Macht, daß er die Marmorbauten, die er aus dem Boden steigen läßt, vom Dache bis zum Keller hinab mit seinen Schöpfungen erfüllt und den Baum der Civilisation bis in seine letzten Ausläufer hinaus mit Blüten schmückt.

Einer dieser letzten, flüchtigsten Ausläufer ist das Luxuspapier. Wir unterscheiden darin zwei Hauptarten. Die eine erscheint als Buntpapier und Tapete und wird von der Industrie, von Buchbindereien und Cartonage-Fabriken, wie von den Tapezierern verbraucht. Dieses Luxuspapier wollen wir hier bei Seite lassen; es ist ein Gebiet für sich. Uns kümmert jetzt bloß dasjenige Luxuspapier, welches besonders dem Zwecke des Schreibens dient.

Die deutsche Cultur kennt das Papier hauptsächlich als Schreib- und Druckmaterial. Jene mannigfache Verwendung



Servietten-Ring.

Nach eigenem Entwurf ausgeführt von J. Schade in Berlin. Silberoxydirt und theilweise vergoldet. Durchmesser 5,4 Cent.



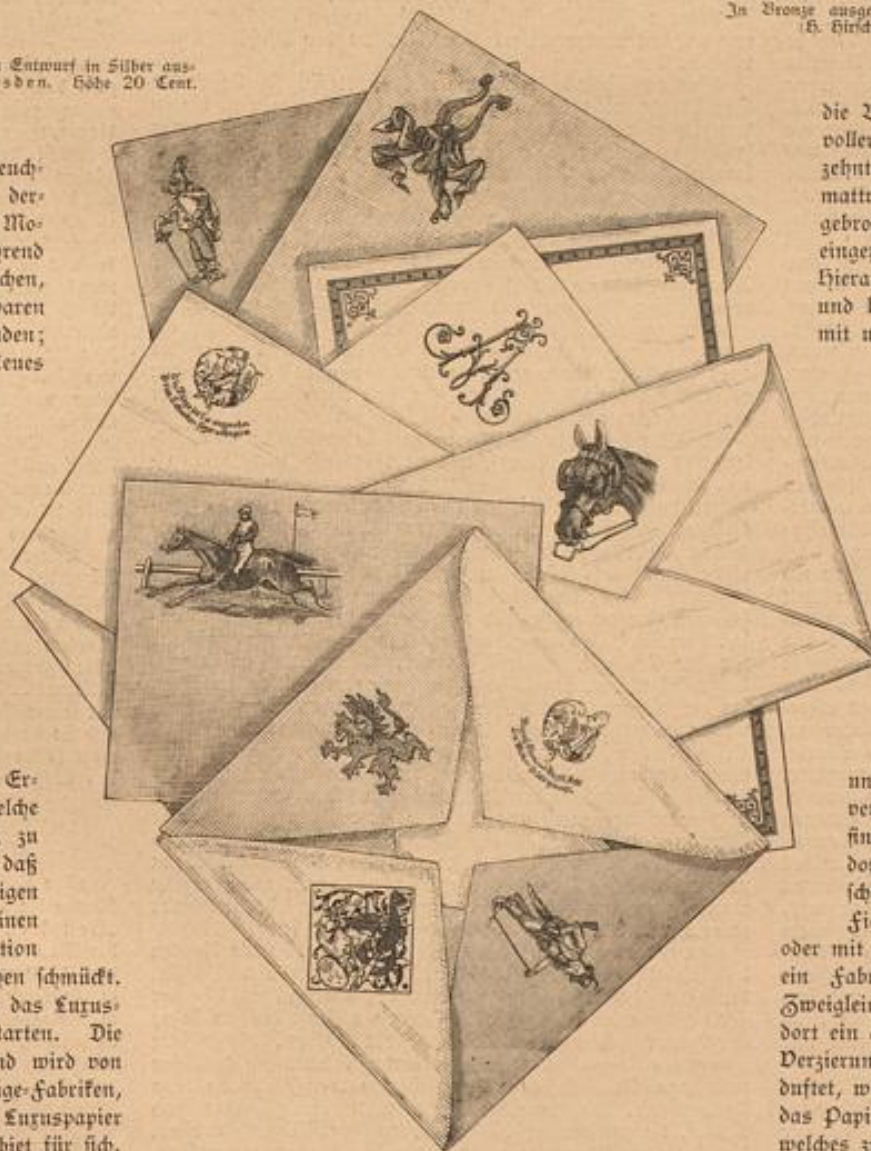
Brosche.

Nach eigenem Entwurf ausgeführt von J. Schade in Berlin. Silberoxydirt, mit theilweiser Vergoldung und Kapselung. Natürliche Größe.



Photographie-Rahmen.

In Bronze ausgeführt für das Magazin für Berliner Kunstgewerbe (H. Hirschwald) in Berlin. In verschiedenen Größen vorrätig.



Brief-Papiere und Karten nebst Convertis.

Nach eigenen Entwürfen ausgeführt von Cheyer und Hardtmuth, Papier-Fabrikations-Etablissement in Wien und Berlin. Die farbigen Figuren, Wappen etc. sind in plastischem Druck ausgeführt. Die Formate wie üblich.

des Papiers, welche die ostasiatischen Völker kennen, gehört bei uns erst der neuesten Zeit an.

Das Druckpapier ist kein Gegenstand für persönlichen Luxus; das ist bloß das Schreibpapier, das Papier für Briefe, Billets, Kärtchen und Couverts. Ein kleiner Kreis von Verwendung also, aber unendlich in der Mannigfaltigkeit seiner Ausschmückung. Denn die Fläche des Papiers nimmt Alles an, was man ihr mittheilt: Thörichtes und Geistvolles, Kindisches und Raffinirtes, Geschmackloses und Künstlerisches.

Welch eine Wandlung des Geschmackes sehen wir hier seit einem Menschenalter sich vollziehen!

Die Briefbogen, auf welche die jetzigen Urgroßmütter einst als zehnjährige Kinder ihre Geburtstags-Gratulationen an Mütter und Großmütter schrieben, hatten, wenn sie recht kunstvoll sein sollten, Goldschnitt, vielleicht auch ein handgemaltes Vergiftmeinnicht. Später wurden

die Blümchen auf das Briefpapier gedruckt; geschmackvoller aber wurden sie noch lange nicht. Viele Jahrzehnte vergingen; dann färbte sich das Briefpapier, mattrosa, grün, blau und gelb; später wurden dann die gebrochenen Farben beliebter. Weitere Variationen waren eingepreßte Zeilen, Ornamente, Quarrés, Schlangenlinien. Hierauf florirten die Anfangsbuchstaben, schwarz, golden und bunt, einfach und verziert, flach und erhaben, mit und ohne Kronen. Zugleich begann auch das Couvert ein nothwendiges Anhängsel des Briefbogens zu werden; nothwendig mußte es den gleichen Schmuck tragen.

Als solcher kamen nach den Buchstaben wieder Bildchen; aber nicht mehr kindische Rosen und Vergiftmeinnicht, sondern viel Raffinirtes. Eine Zeitlang waren die Silhouetten obenauf, dann Chinesen und Chinesinnen. Es folgte das Reich der Insecten, Käfer und Heuschrecken, Wespen und Hummeln. Aber das war Alles noch viel zu einfach; in den letzten Jahren endlich folgten sich die neuen Ideen auf diesem Felde mit feberhafter Hast, sodaß jetzt fast nichts mehr in der Natur und in der menschlichen Technik und Kunst ist, was nicht auf Briefbogen und Couverts als Spielerei sich spiegelte. Hier ließ ein Erfinder einfach eine Stecknadel im Papier stecken; dort verzierten Andere das Papier mit Wagnerischen Leit-Motiven oder mit Pfauenfedern, mit Figuren aus den Büchern von Kate Greenaway oder mit Münchener Bilderbogen in Miniatur. Hier brachte ein Fabrikant „Waldduft“: aufgeprägte Blätter und Zweiglein, deren Stengel durch das Papier gesteckt erscheinen; dort ein anderer einen „Veilchenbrief“, der nicht allein als Verzierung ein Veilchen trägt, sondern auch nach Veilchen duftet, während ein dritter, den Nuchtengeruch vorziehend, das Papier einfach in ein Stück Nuchtenleder verwandelt, welches zwar ganz gut aussieht, aber die Feder nöthigt, über Berg und Thal zu wandern. Und wir sind noch lange nicht am Ende; denn man wird noch Blech und Eichenholz, Seide und Glas aus Papier imitiren und darauf schreiben, wie man ja schon auf japanischem Porzellan-Papier schreibt.



Hierzu kommt noch die Fluth jener Kärtchen, bei welchen das Schreiben überhaupt Nebenache ist, da selten mehr als zwei Worte darauf geschrieben werden: Wunschkarten, Tischkarten, Menu's und dergleichen. Da man hierbei nur eine Schreibfläche braucht, die sich durch zwei Fingerspitzen zu decken läßt, hat die Phantasie bei der Ausstattung einen noch viel freieren Spielraum. Sie verzieren diese Kärtchen mit Reliefbildern, mit scheinbar gestickten Seidenblumen, mit Franzen und Quasten; sie verwandelt sie in Porzellanteller und Atlaspolster, in Bronze, irisirtes Glas und Perlmutter. Und ehe ein weiteres Jahrzehnt vergangen ist, wird die Fabrication des Luxuspapiers wahrhaftig zu Madin's Wunderlampe geworden sein; man wird bloß zu wünschen brauchen, und es ist Alles da, was man sich er wünscht; freilich bloß aus Papier und in Miniatur.

Suchen wir den ruhenden Pol in der Flucht dieser Erscheinungen. Er liegt darin, daß die Laune der Mode kein Gebiet hat, auf welchem sie so unbedingt zu herrschen befugt ist, wie das beim Luxuspapier der Fall ist. Wegen der Vergänglichkeit und Wohlfeilheit des Materials ist hier Alles gerechtfertigt; die thörichteste Spielerei, die aberwitzigste Geschmacklosigkeit wird ungeschädlich, wenn ihr Opfer nichts weiter ist, als ein Stückchen Papier. Der Erfindungsgeist muß ein Gebiet haben, wo er unbedingt spielen, wo er das Tollste wagen kann, ohne doch etwas zu riskiren. Es wäre gänzlich verfehlt, wollte man an die Leistungen der Luxuspapier-Industrie denselben künstlerischen Maßstab anlegen, wie an jene der Kunstfärberei oder Kunstweberei. Die Eintagsfliege muß anders beurtheilt werden, als das Dauernde; während ihrer kurzen Lebensfrist darf sie sich geben, wie sie mag; wogegen Alles, was auf Dauer Anspruch macht, sich auch an die dauernden Gesetze der Schönheit halten muß.

Eine Anregung, einen Anlaß zum Denken enthält jedes Ding, auch das Kleinste, wenn es als ein Neues uns entgegentritt. Deshalb dürfen wir der Luxuspapier-Industrie nur dankbar sein, wenn sie auf die Schreibfläche unserer Damen Jahr für Jahr neue Schöpfungen phantastischer Laune streut. Diese Blättchen freuen den, der sie versteht, und den, der sie empfängt. Lustig und farbig, wie Schmetterlinge, gaukeln sie durch die menschliche Gesellschaft; und mag auch bei Unzähligen von ihnen die Form wertvoller sein, als der Inhalt, ab und zu trägt doch eines oder das andere ein seltsames Geschick, ein tiefes Geheimniß, einen bezaubernden Gruß.

M. Haushofer.

Radrudd verboten.

### Die amerikanische Frau.

Von Emil Dedert.

**D**aß die Frau im amerikanischen Gesellschaftsleben eine ganz andere Stellung einnimmt, als in dem deutschen, englischen oder französischen, ist eine bekannte Thatsache. Vor allen Dingen fällt es dem aufmerksamen Beobachter, der in der neuen Welt reist, und der dabei Gelegenheit hat, sich in den verschiedenen Circeln der Gesellschaft zu bewegen, rasch auf, daß die Frau daselbst in jeder Beziehung eine viel vollkommene und unbedingtere Selbstständigkeit genießt. Diese Selbstständigkeit der Frau ist im Wesentlichen ein Ausfluß des demokratischen Princips der allgemeinen Gleichberechtigung, das in dem großen nordamerikanischen Freistaate bekanntlich eine viel consequentere und durchgreifendere Anwendung findet, als in Frankreich, wo es während der Revolution von 1789 so laut und pomphaft proclamirt wurde, und das sich in Amerika sogar auch auf das Verhältnis der Kinder zu den Erwachsenen erstreckt. Man redet eben nicht nur von „egalité“ in Amerika, sondern man sucht sie im practischen Leben zu verwirklichen, wo man nur kann, und vielleicht zuweilen auch da, wo es uns Europäern thöricht erscheint. Die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der amerikanischen Frau spricht sich allenthalben aus, wohin man blickt. In dem großstädtischen Geschäftstreiben findet man in großer Zahl vollkommen unabhängige und zum Theil sehr fähige Unternehmerinnen, die in der Dollarjagd dem amerikanischen Manne nicht im Geringsten nachstehen; in den Prairies- und Gebirgsgegenden des Westens begegnen einem neben den „Herden-Königen“ (cattle kings) nicht selten auch „Herden-Königinnen“ (cattle queens oder sheep queens), die ebenso gut, wie jene, über Tausende von Rindern und Schafen gebieten, und die ebenso wirksam Dupende von unbändigen Hirten (cow boys) regieren; und in dem Univeritäts- und Bildungsweisen steht man nicht bloß auf ein ganzes Heer Studentinnen und Lehrerinnen, sondern auch auf Professorinnen und Bibliothekarinnen, die ihren Titel nicht etwa ihrem Manne, sondern ihrem unabhängig gewählten und vertretenen Berufe verdanken, — von den Doctorinnen der Medicin, den Postmeisterinnen, den Secretärinnen u. s. w. ganz zu geschweigen.

Ob diese Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Frau ein durchaus gesunder Zug in dem socialen Leben der neuen Welt ist oder nicht, und ob dieselbe vor allen Dingen nicht in mannigfacher Beziehung sehr nachtheilig auf das Familienleben und auf die Foderung der Ehe einwirkt, — ähnlich wie etwa in Deutschland und Frankreich das selbständige Restaurations- und Kaffeehausleben des Mannes, — wollen wir hier nicht untersuchen. Das gesellschaftliche Phänomen ist aber vorhanden, und das Weib ist in Amerika sicherlich viel eher im Stande, ohne den Mann zu leben und von dem Manne gefondert öffentlich aufzutreten, als in Europa. Ja, in gewisser Beziehung könnte man fast von einer Gynokratie in Amerika reden, und man könnte behaupten, daß unter der eingewanderten weißen Bevölkerung dieselbe eigenthümliche Sitte des Weiber-Regimentes bestehe, wie man sie bei verschiedenen Indianerstämmen beobachtet hat. Freilich ist dieses Regiment, so wie jedes andere Regiment in der neuen Welt, in jedem Falle ein überaus beschränktes, wie man sehr bald erkennt, wenn man die Sache genauer untersucht; und ob die Frau in Amerika einen größeren Einfluß auf den Mann und sein Denken, Treiben und Thun geltend zu machen vermag, als in Europa und insbesondere in Deutschland, erscheint mir höchst fraglich.

Zu sehr deutlichem Ausdruck gelangte die eigenartige Stellung, deren die Frau sich in Amerika erfreut, auf der Welt-Ausstellung von New-Orleans.\* In der weiten Halle, die der

Union und ihren Hülfquellen und Cultur-Factoren geweiht war, befand sich neben den Abtheilungen der einzelnen Staaten, der Washingtoner Central-Regierung und der großen Eisenbahn-Könige auch eine besondere, in zahlreiche „Provinzen“ gegliederte Frauen-Abtheilung. Geleitet wurde dieses „Women's Department“ von Frau Julia Ward Howe, einer Dame, die mir von maßgebender Seite als die größte Bürgerin des amerikanischen Freistaates, — „the greatest citizeness of the Union“, — bezeichnet wurde, und deren hohe Fähigkeiten ich in persönlichen Verkehr vielfach zu bewundern Gelegenheit hatte.

Was haben mich nun die Wanderungen durch die amerikanische Welt-Ausstellung bezüglich der Frau gelehrt, abgesehen von jener unabhängigen Stellung, wie sie durch die bloße Existenz jener Abtheilung bekundet wurde?

In erster Linie wohl, daß es von der amerikanischen Frau heißen muß, wie in dem Schiller'schen Gedichte: „Ehret die Frauen! Sie flechten und weben himmlische Kränze in's irdische Leben.“ Die Frau vertritt, das verflüchteten tausend Einzelheiten der schönen Ausstellung, in der amerikanischen Cultur viel energischer, als der Mann, die Welt der Ideale und die Welt des Geistes. Der Mann ist, — entsprechend der colonialen Jugend der neuen Welt, über welche dieselbe noch lange nicht hinausgelangt ist, — beinahe ausschließlich mit materiellen Interessen beschäftigt, und der Geschäftsmann insbesondere darf in der Regel nicht ohne Grund als eine bloße „Dollar-Ertrags-Maschine“ bezeichnet werden. Wie gering ist aber der Bruchtheil der amerikanischen Männerwelt, der nichts mit dem allbeherrschenden „business“ zu thun hat! Und steht nicht auch selbst der Mann der Wissenschaft in Amerika zunächst noch in einem viel höheren Grade, als bei uns, in dem Dienste derselben materiellen Interessen und derselben rohen Grundlagen des Daseins? Eine sogenannte „reine“ Wissenschaft, wie sie in Deutschland, Frankreich oder England vorhanden ist, sucht man in der neuen Welt noch fast ganz vergebens, wenigstens soweit die Männerwelt in Betracht kommt. Mit den historischen Wissenschaften beschäftigt sich jenseits des Oceans fast ausschließlich tendenziöse Politiker von der Kategorie J. G. Blaine's, und die Geistes-erzeugnisse derselben tragen fast durchaus einen so dilettantischen Charakter, daß ein deutscher Geschichtsforscher sie schwerlich als wissenschaftliche dürfte gelten lassen, auch wenn derselbe von Bedauerie vollkommen frei ist. Und die Naturwissenschaften, die sich in der neuweltlichen Cultur am höchsten entfaltet haben, erstreden ihre Untersuchungen, bis auf einige glänzende Ausnahmen, ebenfalls nur auf praktische Fragen: auf die Auffindung von Erz-Adern und Kohlenlagern, die Vertilgung von schädlichen Insecten und Landpflanzen, die Acclimatization von Hausthieren und Nutzpflanzen, die Erfindung von Maschinen und chemischen Compositionen, und was sonst die natürlichen Hülfquellen des Landes und deren nutzbringende Erschließung und Anwendung angeht. Es wird ja wohl allmählig auch eine reine amerikanische Wissenschaft emporwachsen; aber vorläufig fehlt sie noch, wenigstens soweit die Wissenschaft in den Vereinigten Staaten von den Männern vertreten wird.

Mit der Kunst steht es beinahe noch schlimmer. Bedeutende Maler, Bildhauer und Architekten sollen erst noch kommen in der neuen Welt, — natürlich immer wieder einzelne Ausnahme-Erscheinungen abgerechnet, wie etwa den Bildhauer Crawford, welcher Thorwaldsen recht hübsch copirt, oder den Maler Hill, der die Felsengebirgs-Scenerie nicht übel zur Darstellung bringt. Soweit von Männern vertretene Kunst in Amerika blüht, ist sie aus Europa importirt. Man denke nur an den Maler Albert Bierstadt, an den Rusiker Dambrowski u. s. w.

Was endlich das Kunsthandwerk anbetrifft, so liegen die Verhältnisse nicht viel anders; die Maschinenarbeit, die in Amerika so entschieden dominiert, und die nothwendigerweise immer an einer gewissen Geisteslosigkeit leidet, wollte das Aufkommen desselben nicht dulden. Neuerdings hat nun zwar der gewaltig angewachsene Reichthum der Amerikaner und der damit in Hand gehende Luxus doch eine besondere amerikanische Kunst-Industrie zum unabweisbaren Bedürfnisse gemacht. Da sind aber geradezu, wie bei der eigentlichen Kunst, große Menschen-Importe nöthig gewesen. Deutsche und französische Kunstschüler, deutsche und französische Zeichner und Lithographen mußten über den Ocean gerufen werden, um ihr Kunsthandwerk mitzubringen und einzuführen. Können wir aber dieses Kunsthandwerk amerikanisch nennen? Gewiß nicht; es wird sich ohne Zweifel mit der Zeit amerikanisiren, aber wurzelt amerikanisch ist es nicht.

Das die amerikanische Männerwelt beherrschende Geschäftsleben ist ein wilder Kampf, und da heißt es: Inter arma silent musae!

In dem „Women's Department“ der Ausstellung von New-Orleans aber finden wir, was anderweit in Amerika vergebens gesucht wird: reine amerikanische Wissenschaft, echte amerikanische Kunst und echtes amerikanisches Kunsthandwerk. Es begegnen uns in den Gängen der Frauen-Abtheilung weibliche Gelehrte, die augenscheinlich ganz ebenso ideal für ihre „Wissenschaft an sich“ schwärmen, wie ein deutscher Professor; die sich für ihre Oologie, Botanik, Physik, Astronomie, Ethnologie, Linguistik u. s. w. ebenso begeistern, wie ein deutscher Gelehrter. In verschiedenen allerliebsten wissenschaftlichen Sammlungen, welche ausgestellt sind, giebt sich das unwiderleglich kund. Beispielsweise seien nur die ethnologische Sammlung der Indianer-Kennerin J. Smith aus New Jersey und die prächtige botanische Sammlung der Mrs. Lemon aus Kalifornien genannt.

Ferner begegnen uns zu Hunderten echt amerikanische Blumen-, Portrait- und Landschafts-Malerinnen, deren Leistungen vielfach rüchhaltlose Anerkennung verdienen. Wenn man nach der Zahl der ausgestellten Gemälde urtheilt, so möchte man fast zu dem Schlusse kommen, daß neun Zehntel aller amerikanischen Künstler weiblichen Geschlechtes seien.

In geradezu großartiger Weise aber vertreten die Frauen das Kunsthandwerk. Das Sticken, Nähen und Stricken verstehen ja die deutschen Frauen auch, aber nirgends in der Welt sind mir vorzügliche Leistungen dieser Branchen in so ungeheurer Zahl vor die Augen gestellt worden, als in dem „Women's Department“. Dazu kommen dann die zahllosen prächtigen Arbeiten der Kunst-Thonwaaren-Industrie von Frauenhand, die wundervoll geschnittenen Holzzerathe und Möbel, die getriebenen Silberarbeiten, die Filigran-Arbeiten, die Porzellan-Malereien zc. zc. Ein sehr hervorragendes Verdienst haben sich die amerikanischen Frauen auch erworben durch die Einführung des Seidenbaues in den Vereinigten Staaten, wovon die große Ausstellung der ausschließlich aus Frauen bestehenden „American Sericultural Society“ Zeugniß ablegt. Besonders die Frauen von Kansas haben darin Großes geleistet.

Was das ganze Arrangement der Ausstellung anbetrifft, so hatten die Frauen von Louisiana dabei den feinsten Geschmack und den größten „Ehr“ entwickelt. Haben wir das auf Rechnung der französischen Creolinnen zu schreiben? Daß übrigens mancherlei Dilettantisches unterlaufen muß, wo Frauen allein und ohne irgendwelche Anlehnung an das „starke“ Geschlecht Wissenschaft, Kunst und Kunst-Industrie vertreten, verheißt sich wohl von selbst, und mancherlei Einzelheiten verriethen dies deutlich genug.

Abgesehen von den angegebenen, durch die Männer vernachlässigten Zweigen der Geistes- und Handarbeit, haben sich die amerikanischen Frauen auf der Ausstellung zu New-Orleans namentlich noch in sehr demonstrativer Weise des gefährdeten Christenthums und des gefährdeten Princips der Mäßigkeit angenommen. In dieser Beziehung erschien mir die amerikanische Frau in dem ihr geweihten Departement in einer förmlichen Kampfstellung zu dem Lagerbier und Whisky trinkenden amerikanischen Manne, entschlossen, zu sterben oder zu siegen. Die Abtheilung, welche der „Temperance Union“ eingeräumt war, war eine der glanzendsten und imposantesten, und ich erhielt daselbst eine ganze Bibliothek von energisch gehaltenen Streitschriften gegen das Bier, den Whisky, den Wein und — gegen den Unglauben. Da ich selbst ein gutes Glas Rheinwein zu den guten Gaben Gottes rechne, so gewann ich diesem Theile der Ausstellung etwas weniger Geschmack ab. Alles in Allem aber verließ ich das „Women's Department“ nicht, ohne eine hohe Achtung zu empfinden vor der amerikanischen Frau als Cultur-Factor in dem Leben und Treiben der neuen Welt.



Radrudd auch im Einzelnen verboten.

**Berlin zu Großvaters Zeiten.** Von Franz Starbina. Siehe das Bild, Seite 400 und 401. — Die Straße „Unter den Linden“, welche uns der Künstler zu Großvaters Zeiten schauen läßt, und welche mit Recht schon damals zu den herrlichsten Straßen der Welt gerechnet wurde, ist noch nicht zweihundert Jahre alt. Die alte Berliner Chronik, welche davon berichtet, wie der Große Kurfürst seiner Gemahlin Dorothea jenes Stück „Ackerfeld und Wiesen“ geschenkt habe, auf welchem später der nach der erlauchten Frau benannte Stadttheil, die „Dorotheen-Stadt“, errichtet wurde, erzählt: „Es fanden auch sechs Reiheln Linden nach der Kunst gepflanzt, welche des Johannis-Ordens Meister Prinz Moriz von Kassa also angeordnet, theils Linden auch selber gepflanzt hat.“ Diese sechs Reiheln Linden, die zum Theil von fürstlicher Hand gepflanzt worden, standen um das Jahr 1818, in welches der Künstler uns veretzt, nicht mehr; längst hatten zwei Reiheln dem Bedürfnisse nach Luft und Licht weichen müssen, und durch die Beseitigung der Bäume war zweifellos ein besserer Ueberblick über die glänzende, sechshundert Schritt lange, neunzig Schritt breite Straße gewonnen worden. Ihren herrlichen Abschluß nach Westen haben die Linden seit 1793: das Brandenburger Thor, gekrönt mit Schadow's, auf einer Quadriga dahinfahrenden Victoria. Im Jahre 1789 unter König Friedrich Wilhelm II. begonnen, wurde der imposante Bau, nach dem Vorbilde der Propyläen von Athen, von Langhans mit einem Kostenaufwande von einer halben Million Thaler errichtet. Von je waren die Berliner stolz auf ihre Linden und ihr Brandenburger Thor, — möglich, daß sie nach dieser athensischen Imitation den Namen „Spreo-Athener“ erhielten, — und jeder Zeit lenkten sie gern durch die Säulenreihen ihren Spaziergang in des Thiergartens gründerwölbte Hallen, wo der „Gereke“, später die „Zelte“ die vornehme und lebenslustige Welt zu heiterem Rendezvous luden.

Mit verdoppeltem Behagen drängte sich zweifellos die Menge unter der Linden vierfacher Reiheln in jenen Jahren, die auf die wilden Kriegesstürme folgten. Handel und Wandel waren in erneutem Aufblühen begriffen, Friede herrschte ringsum, und nirgends war eine Gefahr zu erblicken, denn der Corie sah, wohlbewacht von den Engländern, auf dem Eiland St. Helena. Da mochte wohl der ehrsame Bürger behaglich schmünzeln, wenn er die Zeit verglich mit den dürren Jahren des Krieges und den vielleicht noch schlimmeren Tagen der Bedrückung. Nun, die Zeit ist vorüber und kommt nicht wieder; dafür haben Heer und Volk gesorgt, — und ein freundlicher Blick liegt aus dem Auge des behäbigen Kaufherrn hinüber nach dem schmutzen Offizier des Kaiser-Franz-Regimentes, der ein wenig dreist seinem Töchterlein in's Anliß schaut. Einst waren ehrsame Familienväter weniger gut auf das „zweierlei Tuch“ zu sprechen; aber die große Zeit der Befreiungskriege hat viel verändert. Der Soldat trat dem Bürger näher, gar mancher Bürgerliche ward Offizier und blieb auch, ein geehrter Kamerad, nach Beendigung des Krieges bei der Waffe; ja, Mancher vom Adel führte eine Bürgerliche Heim, dieser die Schwester des Fremdes, der mit ihm gemeinschaftlich auf dem Schlachtfelde die Bluttaufe empfingen, jener die Tochter des Mannes, in dessen Hause er Heilung seiner Wunden gefunden. Welch schöne Vorbedeutung im Namen der letzten großen Schlacht, die endgültig den Frieden sicherte: Belle-Alliance! ... Er, der Töchterlein, das der junge Krieger mit feinen Blicken gestreift, liegt helles Roth über die Wangen, und sie sieht dazwischen, als ließe ihr der kühne Eroberer gar nicht mehr so fremd. Nun, er wird doch wissen, was sich schickt, und den Weg zum Hause des Vaters finden!

Fr. G.

### Weihnachtsbücher.

Eine Cabinet-Ausgabe der Ebers-Gallerie reicht in eleganter Rapppe die deutsche Verlagsanstalt zu Stuttgart (N. 20). Diese Gestalten aus den Romanen von Georg Ebers, wie der Titel lautet, umfassen zwanzig Blatt, nach den Gemälden von L. Alma Tadema, Laura Tadema, Beer, Genz, Grot-Johann, H. Kaulbach, Keller, Knille, Simm, Teichendorff und Thumann in photographischer Reproduktion von Fr. Brackmann zu München ausgeführt. Die Wiedergabe erscheint überall vorzüglich gelungen, sodas sich den Freunden der Ebers'schen Dichtungen hier ein prächtiges Gedenk-Album bietet.

In vorzüglicher Ausstattung liegt eine Miniatur-Ausgabe der ausgewählten Schriften P. A. Rosegger's, des berühmten steirischen Poeten, vor (Wien, Hartleben, der Band geb. M. 6). Die Sammlung umfaßt das „Buch der Novellen“, acht größere Erzählungen enthaltend, die „Schriften des Waldschulmeisters“ und „Waldheimath“, letzteres in zwei Bände zerfallend: „Kinderjahre“

\* Als Welt-Ausstellung, „World's Industrial and Cotton Centennial Exposition“, ist die Ausstellung von New-Orleans bereits im Mai geschlossen worden, als „Amerikanische Ausstellung“, „North, Central and South American Exposition“, sollte sie aber am 10. November wieder eröffnet werden.



und „Vehrgänge“. Wir haben zu oft in diesem Blatte auf die originelle, kraftvolle Erscheinung des Dichters hingewiesen, als daß es nöthig wäre, diese neue Ausgabe seiner Werke besonders zu empfehlen. Das allgemeine Urtheil hat sich längst dahin geäußert, daß Moszger der größte Dichtergeschichtschreiber ist, den die deutsche Literatur aufzuweisen hat, und selbst wenn er sich von dem Boden entfernt, in dem die Wurzeln seiner Kraft haften, bleibt er ein bedeutender Schilderer, der die Dinge in seiner Weise betrachtet und deutet. Am besten offenbart sich seine markige Eigenart freilich in den Erinnerungen aus der eigenen Jugend, in denen er uns so verschiedenartig zu packen, so mächtig zu ergreifen und so heiter zu ergötzen vermag. Deshalb steht auch das Portrait des Dichters richtig am Kopfe der „Waldheimath“, in welcher ihm der reine, bis heute in unverminderter Frische quellende Brunnen der Poesie entspringt.

„Im Wechsel der Tage“, diese schon früher besprochene, von Adolf Brenneke ausgewählte poetische Schilderung der Jahreszeiten, liegt bereits in dritter Auflage vor (Leipzig, Ditt u. Sohn, geb. M. 10). Trefflich harmonirt mit den aus dem Schatze der deutschen Literatur ausgelesenen Dichtungen der überaus reiche Bilderreichtum, bestehend aus Holzschnitten nach Werken berühmter Meister und vielen Holzschnitten.

Derselbe Verlag bietet vier treffliche Werke für die reifere Jugend. Eine fesselnde culturgeschichtliche Erzählung ist „Im Banne der freien Reichsstadt“ von Brigitte Augusti (geb. M. 6). Die Gestalten Karls des Kühnen von Burgund, des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg und des Kaisers Maximilian, der Bauernkrieg und der Beginn der Reformation bilden die Anhaltspunkte der Erzählung, die auch in das Familienleben der behandelten Zeit dem jugendlichen Leser interessante Einblicke gewährt. — Ein liebevoll entworfenes Lebensbild bietet Oskar Höcker in seinem „Friedrich der Große als Feldherr und Herrscher“ (geb. M. 5). Das Buch erscheint bei der bevorstehenden hundertjährigen Todesfeier des „alten Fritz“ besonders empfehlenswerth für die männliche Jugend. Nicht minder aber wird dieselbe geistige Anregung erhalten durch zwei Werke desselben Verfassers, „Zwei Streiter des Herrn“, eine Erzählung aus der Merowinger-Zeit (geb. M. 5), und „Die Brüder der Hanse“ (geb. M. 6), interessante Schilderungen aus der Blüthezeit des berühmten deutschen Kaufmannsbundes. Alle diese Bücher zeichnen sich durch Illustrationen von bewährter Künstlerhand aus.

Allgemeinen Beifall fand vor etwa fünfzig Jahren der von Graf Fr. von Pocci und G. Görres herausgegebene „Festkalender in Bildern und Liedern“ (M. 3). Was der Dichter mit frommer Innigkeit, in erster oder heiterer Poesie ansprach, stellte der Künstler in prächtigen Bildern dar; Beide schufen ein Büchlein echter, fröhlicher Kinderlust. Dasselbe zu neuem Leben erweckt zu haben, ist das Verdienst des Herderischen Verlages zu Freiburg i. B., welcher die Bilder von tüchtiger Künstlerhand nachzeichnen ließ, sodaß Viele, die als Kinder sich an ihnen erfreuten, ihren Enkeln den alten Festkalender unter den Christbaum legen können. Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei besonders hervorgehoben, daß der Kalender nur für katholische Kreise berechnet ist.

Sehr geschmackvoll ausgestattete Jugendchriften breitet E. Hänslmann's Verlag zu Stuttgart auf den Weihnachtstisch. In „Feurige Kohlen“ behandelt E. Wiler ein interessantes Kapitel aus der Geschichte der Stadt Augsburg, die großartigen Unternehmungen jenes Handelsheeren Konrad Roth, der sich einst mit König Sebastian von Portugal zum Kriegszuge wider Marokko verbündete. Zwei sinnige moderne Erzählungen, die sich namentlich für heranwachsende Mädchen eignen, sind „Elisabeth“ von Bertha Augusti und „Der Mutter Trost“ von Ottilie Kuchmann, und an das jüngere Volk wenden sich „Der Großmutter Erzählungen“ von Henriette Schneider, zwölf Geschichten, die den Titel „allerliebst“ mit Recht führen. Jedes der Bücher (cart. je M. 3) ist mit vier Farbendrucken geschmückt. Den ganz Kleinen bietet sich „Kinderlust“ dar (cart. M. 3.50), ein lustiges Reimbüchlein, das durch eine Fülle farbiger Bilder, nach Aquarellen von F. Lipps, illustriert wird.

Derselbe Verlag reicht unter dem Titel „Aus junger Tage Leid und Freud“ eine von Georg Friedrich getroffene Auswahl aus den Werken der modernen hervorragenden Lyriker (geb. M. 5.50), die durch zehn Lichtdrucke nach R. E. Kehler ihren bildlichen Schmuck erhält. Der gleiche Künstler ließ seinen Griffel der von Karl Zettel herausgegebenen Sammlung „Heidenröslein“ (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer, geb. M. 3), einer Auswahl von Liebes- und Frühlingsliedern. Noch einige andere Anthologien erwähnen wir bei dieser Gelegenheit: Sophie Berens's in zweiter Auflage erscheinendes „Von allen Zweigen“ (Berlin, Müller, geb. M. 3) und „Zu Herzensfreunde und Seelenfrieden“ von Pfarre R. J. Vöschke (Leipzig, Knauer, geb. M. 6), beide sehr elegant ausgestattet und reich illustriert. „Lust und Leid im Liede“, herausgegeben von F. Brunold (Erfurt, Bartholomäus, geb. M. 2.50) unterscheidet sich dadurch von anderen Sammlungen, daß es von einer Anzahl der vorgeführten Dichter die Miniatur-Portraits bringt.

„Glückliche Kinderzeit“ betitelt sich ein prächtiges Büchlein, das zu fünfzig sinnigen Bildern und Reimen von G. Chr. Dieffenbach eine Menge heiterer Bilder von Fedor Flinzer bringt (Bremen, Heinsius, cart. M. 5). Sind die Gedichte durchweg in echt kindlichem Tone gehalten, so schildern auch die Bilder das Thun und Treiben des jungen Volkes in lebenswüthiger Weise. Zu heiteren Liedern desselben Poeten, „Aus dem Kinderleben“ (ebd., M. 2.50), zeichneten Ludwig Richter und Hugo Bürkner vierundzwanzig humorvolle Bildchen, die, obwohl den Schmuck der Farbe entbehrend, doch durch ihre anmuthige Composition zu fesseln wissen. Freudiger Aufnahme dürfen bei dem jungen Volke auch die „600 Kinderräthsel“ von Ernst Lausch sicher sein (cart. M. 1.50). Neben Räthseln und Rebus enthält das Büchlein Spielleidchen und Gebete für die Kleinen.

Unter den Erscheinungen der Luxuspapier-Fabrikation nehmen wieder die Ergebnisse der Gebrüder Obpacher zu München eine hervorragende Stelle ein: Karten zur Beglückwünschung für alle nur möglichen Gelegenheiten, Tisch- und Einladungskarten, Kalender mancherlei Art, Spielereien für Jung und Alt, Schmuckkarten u. s. w., — Alles das mit künstlerischem Geschmaack entworfene und in farbenreichem Buntdruck ausgeführt. Den Damen-Schreibstisch reich auszustatten, ließ sich die Firma Franz Bientl Söhne in Graz anlegen sein. In zierlichen Cartons bietet sie Blumen-Briefbogen und Couverts mannigfacher Art, und jede dieser Collectionen handelt den ihrer

Blume entsprechenden Duft aus. Wer die duftenden Episteln nicht liebt, dem empfehlen sich die ebenfalls sehr geschmackvollen, mit Frühlings verzierten Briefbogen.

Durch launigen Humor zeichnen sich die Bormann'schen Schwalben-Briefe und Postkarten aus (Leipzig, Mylius). Jeder Briefbogen und jede Karte trägt am Kopfe, begleitet von einem Verschen des bekannten Leipziger Poeten, ein Schwalben-Bildchen, und auch auf den Couverts zeigt sich der heitere Frühlingsbote.

## Aus der Frauenwelt.

Paris. — Der Tod hat in kurzer Zeit drei Frauen dahingerafft, welche zur Zeit des dritten Kaiserreichs von sich reden gemacht haben. Zu Rom starb Madame Marie Charles, die Witwe des bekannten Publicisten Philarete Chasles, welche unter dem Namen „Marie Sincere“ in den fünfziger und sechziger Jahren eine Anzahl Novellen und Romane geschrieben hat, die damals gern gelesen wurden. Einmal im Besitze eines großen Vermögens, sah sie in ihrem Salon die beste Gesellschaft von Paris. Doch ihre und ihres Gatten Verschwendungssucht, — Beide unternahmen jeder für sich große Reisen, — richteten sie zu Grunde, und sie starb in einem kleinen Hotel garni zu Rom, wo sie während der letzten Jahre ein sorgliches Dasein gefristet hatte. Noch trauriger war das Ende der beiden anderen Frauen, die sie in der Glanzzeit des kaiserlichen Paris weit überstrahlten. Madame Gordier, Tochter des reichen Bankiers Charles Vassie und Schwester der Marquise Gallifet, war in erster Ehe, — sie erhielt eine Mitgabe von fünf Millionen Francs, — mit dem preussischen Consul in Paris, Baron Erlanger, vermählt gewesen und heirathete, nachdem dieses Band bald gelöst worden, 1869 Herrn Gordier, einen Sohn des Generalpächters von Tours. Bereits vorher war sie am kaiserlichen Hofe eine der gefeiertsten Schönheiten gewesen; Viel-Galtes, der sonst in seinen „Memoiren“ eine sehr scharfe Zunge führt, hat für sie einen des schönsten Blumen des kaiserlichen Sommers. Wie jäh dieser „Sommer“ vor den Stürmen des Jahres 1870 verschwand, ist bekannt; Madame Gordier befand sich bei Ausbruch der Revolution, welche dem Kaiserreich ein Ende machte, nicht in Paris; aber eines Tages, während der Belagerung, lief bei den französischen Vorposten die Meldung ein, Madame Gordier, von der Sehnacht nach den Jähren getrieben, bitte um Einlaß in die Stadt. Und das Werkwürdigste geschah: der Einlaß wurde ihr verweigert, nach der einen Version, weil man sie, die vor Jahr und Tag sechs Monate lang mit einem preussischen Consul verheiratet gewesen war, für eine „Spionin“ hielt, nach der anderen, weil General Trochu von ihr, der Freundin des vertriebenen Kaiserhauses, bonapartistische Intrigue befürchtete. Nach der Niederwerfung des Commune-Aufstandes fand sich Madame Gordier indessen wieder in Paris ein; doch sie verstand nicht Haus zu halten, — ihr zweiter Gatte war inzwischen gestorben, — und es erging ihr übel. Von der „schönsten Blume des kaiserlichen Sommers“ war keine Spur mehr vorhanden. In den letzten Jahren soll sie sich davon ernährt haben, daß sie wenig werthvolle Kunstgegenstände, die sie für geringes Geld irgendwo erstanden, an alte Freunde als „kostbare Erbstücke“ von Seiten ihres Vaters, des vielfachen Millionärs, verkaufte, und man drückte zu diesem Betrage die Augen zu. Der trasse Gegensatz zwischen den gegenwärtigen und den früheren Verhältnissen mag sie schwer bedrückt haben, und sie griff, ihren Kummer zu betäuben, zu dem schlimmsten aller Mittel, dem Morphium. Dem übermäßigen Gebrauche dieses Narcoticums ist sie denn schließlich nach langen Qualen erlegen.

Hoch über diesen beiden Frauen steht an Bedeutung die dritte, welche der Tod von langjährigem Leiden befreit hat. Friederike O'Connell, geborene Niehe, erblickte am 22. März 1822 zu Potsdam das Licht der Welt. Von reicher Begabung für die Malerei, erhielt sie ihre erste künstlerische Ausbildung von Karl Weges in Berlin und bezog sich 1842 nach Brüssel, um sich hier, von Galait als Schülerin angenommen, weiter auszubilden. In der belgischen Hauptstadt verheiratete sie sich mit dem Irländer O'Connell, einem abenteuerlichen Manne, in welchem die guten und bösen Eigenschaften merkwürdig gemischt waren. Er liebte seine Frau leidenschaftlich und soll mehr als ein Duell mit Personen ausgefochten haben, die dem Talente seiner Gattin die gebührende Bewunderung verlagten. Lebensfalls war er ein arger Raufbold, dessen Degen in Paris, nachdem das Paar dorthin übergesiedelt war, bald gesucht war. Da er deshalb keine Gegner mehr fand, die sich mit ihm messen wollten, so machte es ihm Vergnügen, bei den Zweikämpfen als Zeuge mitzuwirken, und in den Jahren 1845 bis 1860 ist in Paris kaum ein „berühmtes“ Duell ohne Weisung O'Connell's ausgefochten worden. Friederike O'Connell war eine echte Künstlerin, und namentlich im Portrait leistete sie Vorzügliches; als besonders gelungen gelten die Bildnisse des Herzogs von Moray, der Rachel, Girardin's, des Erzbischofs Sibour und das ihres Gatten im Kostüm Louis XIII. Auch in der Berliner National-Gallerie befindet sich ein von ihr gemaltes Portrait. Ein amüsantes Händchen wird von ihrem Gemälde „Richard's Fuchsal“ erzählt, das Mitte der vierziger Jahre in Berlin zur Ausstellung gelangte und die Bewunderung König Friedrich Wilhelm's IV. fand. Ein Rezensent hatte freilich gemeint, das Bild sei mit etwas grobem Pinsel gemalt, ein Vorwurf, den der König, sich vor das Gemälde hinstellend, damit beantwortete: „Prächtig, wenn auch ein grober Pinsel darüber hergefahren ist.“

Bei der in Frankreich herrschenden Malkunst fand Madame O'Connell indessen wenig Anerkennung. Keines ihrer in den „Salon“ gezeichneten Gemälde erhielt einen Preis, und von 1857 an widerfuhr es ihr mehrmals, daß ihre Bilder überhaupt nicht zur Ausstellung zugelassen wurden. Diese Zurücksetzung verdüsterte das Gemüth der Künstlerin, und ihr ohnehin zum Excentrischen neigender Geist ergab sich dem Spiritismus. Ihr Gatte trennte sich von ihr, und länger denn ein Jahrzehnt blieb Madame O'Connell verschollen. Da, nach Befreiung der Commune, erinnerte sich ihrer eine Freundin von ehemals und stellte Nachforschungen an. Man fand die Unglückliche in einer elenden Vorstadt-Bohmung, fünf Treppen hoch, in die Ausarbeitung eines philosophischen Werkes vertieft, das nur zu deutlich den Jesum der Verfasserin verrieth. Ehemalige Freunde und die Verwandten in Deutschland sorgten dafür, daß Friederike O'Connell in einer Heilanstalt Aufnahme fand, wo sie seitdem, stets mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt, still für sich dahinlebte. Ihre fixe Idee war die Seelenwanderung, und deshalb verweigerte sie in den letzten Tagen ihres Daseins die Annahme von Nahrung. „Ich fühle, daß sich den Körper wechseln werde“, sagte sie, „und diese glückliche Wandlung mag ich nicht verzögern“.

London. — Mrs. Georgina Weldon tritt jetzt allabendlich im Grand Theatre als Oester Stanhope in dem von ihr gemeinschaftlich mit Georg Lander verfassten Drama „Rot Klose“ auf. Das Stück geistert die Unzulänglichkeiten der heutigen Gesetzgebung bezüglich der Behandlung von wirklichen oder vermeintlichen Jesuinnigen, unter welchen Mrs. Weldon bekanntlich schwer gelitten hat. Das Spiel der mit der Feder wie mit der Zunge gleich gewandten und in den Gerichtshöfen wie auf der Bühne gleich erfahrenen Dame findet vielen Beifall. Besonderen Enthusiasmus aber erregt sie, wenn sie sich an den Flügel setzt und sich selbst zu mehreren Liedern begleitet, welche sie mit einer Vollkommenheit und einem Gefühl vorträgt, die sie als treffliche Sängerin kennzeichnen. Die Bühnenthätigkeit der vielseitigen Dame dürfte inbeß bald ein Ende nehmen, da sie wegen wiederholter Excentricitäten des Musikdirectors Riviere abermals vor die Affen verwiesen wurde und aller Wahrscheinlichkeit nach wieder zu einer längeren Gefängnißstrafe verurtheilt werden wird.

Petersburg. — Allgemeine Theilnahme erweckte der Tod des Großfürsten der Kaiserin, Baroness Elothia von Raden, die viele Jahre sowohl bei Hofe, wie in der Petersburger Gesellschaft eine hervorragende Stellung eingenommen hatte. Ehemals Hofräthin der Großfürstin Helene Pawlowna und ein bevorzugter Liebling der hohen Frau, hatte sie mit dieser reges Interesse an allen Reformen während der Regierung des Kaisers Alexander II. genommen. Auch alle humanitären Bestrebungen hatten an ihr eine eifrige Förderin. Selbst ohne Vermögen, wachte sie Andere, die reich mit Glücksgütern gesegnet waren, zur Herabgabe bedeutender Kapitalien für wohlthätige Zwecke zu bewegen; in der Gesellschaft des „Rothem Kreuzes“ nahm sie einen der ersten Posten ein, und für ihre umfassende Thätigkeit während des russisch-türkischen Krieges wurde sie mit dem Katharinen-Orden decorirt. Weiter gebührt ihr ein wesentliches Verdienst um die Stützung der Gemeinnützigen barmherzigen Schwestern zur Kreuzes-Erhöhung, um die Gründung des Klinikums der Großfürstin Helene Pawlowna, sowie einer Schule für Spinnen-Röpplerinnen. In der letzten Zeit wurde ihr die besondere Auszeichnung zu Theil, zur Gehilfin der Kaiserin bei der Leitung der zahlreichen Anstalten und Institute, welche unmittelbar unter dem Protectorat der hohen Frau stehen, ernannt zu werden. Eine eifrige Förderin von Kunst und Wissenschaft, zählte Baronin Raden viele Künstler und Gelehrte zu ihren Freunden. Gleich der Großfürstin Pawlowna war sie eine große Verehrerin der Musik und hat nicht wenig zu deren Förderung in Rußland beigetragen. Anton Rubinstein erfreute sich ihres einflußreichen Schutzes, ebenso auch eine große Zahl anderer Künstler, für welche sie wohlwollende Gönner war. Der Leichenseier, in der lutherischen St. Annenkirche, wohnten auch die Kaiserin, Großfürst und Großfürstin Wladimir, wie mehrere andere Mitglieder des Kaiserhauses bei. Dem Trauer-Conducte voraus wurden mächtige Blumenkränze auf Stäben getragen, welche von Schalen und Inschriften herrührten, welche sich der besonderen Fürsorge der Verewigten erfreut hatten.

## Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mode vom December 1785.



Nach einem Stiche von E. Neypenhausen im „Goettinger Taschen-Calendar vom Jahr 1785“

Als originelle Neuheit für Kinder sind aus England große, weiche Filzhüte in leuchtendem Roth zu uns gekommen.





deren breite Krempe beliebig seitwärts, hinten oder in der vorderen Mitte aufgeschlagen werden kann. Für Knaben bleibt dieser drohliche Hut gänzlich ungenutzt, während er für kleine Mädchen ein zierliches Schleifen-Arrangement aus Atlasband von derselben Farbe erhält. (Bezugsquelle: E. Kirchhoff, W. Jägerstr. 25.)

# Neue Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Holzbrand-Bilder.

Das Einbrennen von Zeichnungen in Holz, eine Kunstarbeit, die von Rünchener Künstlern und Dilettanten schon seit länger denn Jahresfrist mit regem Eifer betrieben wird, aber bei uns noch verhältnismäßig wenig bekannt ist, verdient es wahrlich, eine weitere Verbreitung zu finden. Eine eingebraunte Zeichnung hat einige Aehnlichkeit mit einer in Sepia gefertigten Federzeichnung oder Malerei, besitzet aber vor diesen den Vorzug der Dauerhaftigkeit. Man verzichtet mit Holzbrand-Bildern alle erdenklichen Gebrauchs- und Luxus-Gegenstände aus weissem, bräunlichem und grau getöntem harten Holze, verwendet sie aber namentlich mit außerordentlichem Erfolg als Einlagen für Möbel aller Art, wie man solche im Kunstgewerbe-Verein zu Rünchen bewunderte. Zur Ausführung eignen sich Zeichnungen aller Art, figurliche Darstellungen sowohl, wie Landschaften, Ornamente etc.



Das Verfahren ist sehr einfach: man zeichnet mit einem Platina-Stift, der beständig im Glühen erhalten werden muß und genau so, wie jeder andere Zeichenstift, zu handhaben ist. Anfangs wird man vielleicht vor der breiten, runden Spitze des Stiftes erschrecken, aber doch erstaunt sein, wech seine Zeichnung sich mit der feillichen Kante desselben hervorbringen läßt, wenn man das Glühen des Stiftes auf richtige Weise regulirt. Früher bediente man sich eines elektrischen Apparates zum Erhitzen

des Stiftes; neuerdings erhält den Vorzug der verbesserte „Platin-Holzbrand-Apparat“ mit Benzol, ähnlich dem in der Nummer vom 16. Juni beschriebenen Apparat für Einbrennen auf Sammet. Der Platina-Stift, innen hohl, wird zuerst einige Minuten lang durch eine Spiritusflamme erhitzt, alsdann setzt man das Gummi-Gebläse, welches durch einen Schlauch mit einem, zur Hälfte mit Benzol gefüllten Glase und mit dem Stift in Verbindung steht, durch leichtes Drücken am hinteren Ball mit der linken Hand in Bewegung. Dadurch gelangen Atome des Benzol in den Stift und bewirken das Glühen desselben. Jetzt kann die Spiritusflamme gelöscht werden und das Zeichnen beginnen, während das Gebläse fortgesetzt mit der linken Hand in Thätigkeit erhalten wird. Stärkeres oder leichteres Drücken vermehrt oder verringert die Gluth, je nachdem es die Ausführung der Zeichnung erfordert. Der glühende Stift muß sicher und möglichst rasch über die Fläche gleiten; ein Verweilen desselben auf einer Stelle würde sofort ein tiefes Loch entstehen lassen. Wie bei jeder neuen Technik, ist es rathsam, nicht gleich



mit einem fertigen Gegenstande zu beginnen, sondern erst auf einem Bretchen Versuche anzustellen, bis man die nöthige Übung erlangt hat. Manchem wird es vielleicht störend erscheinen, daß die linke Hand beständig durch das Gebläse in Anspruch genommen ist, doch gewöhnt man sich schnell daran. Zu bemerken ist noch, daß das Glas niemals über die Hälfte, — bis zum Beginne des Fropfens gerechnet, — mit Benzol gefüllt sein darf, weil sonst eine zu intensive Gluth entstehen und man nicht im Stande sein würde, feine Linien zu zeichnen. Ist hingegen die Gluth nicht genügend und bei der Arbeit bereits zu viel Benzol aufgebraucht, so hat man die Menge zu ergänzen. Die Feuergefährlichkeit des Benzol, welche verbietet, mit offener Flamme der Flamme nahe zu kommen, ist wohl als genügend bekannt vorauszusetzen.



Vor Beginn des Brennens muß die Zeichnung aufgepaust oder, von Geübteren, aus freier Hand mit Bleistift angedeutet werden. Erwähnt sei noch, daß auch ganz decorativ gehaltene, mit starken Contouren umgebene Zeichnungen auf leicht getöntem Grunde von außerordentlich schöner Wirkung sind. Man schattirt dazu den Grund, wie bei jeder anderen Zeichnung, mit Kreuz- und Querschraffuren, wobei das Holz durch die Gluth des Stiftes eine schöne, goldig-bräune Färbung annimmt. Die fertige Arbeit erhält ihren Abschluß durch leichtes Wachsen. Man schmilzt dazu eine Kleinigkeit weißes Wachs mit einer viel leicht achtfachen Menge Terpentinspiritus zusammen, trägt die Masse mittelst eines Borstpinsels ganz dünn auf und bearbeitet die Holzfläche so lange mit einer möglichst harten Bürste, bis sie einen matten Glanz erhalten hat und sich nicht mehr flebrig anfühlt. Man hat es versucht, die Sachen auch poliren zu lassen, doch ist entschieden davon abzurathen, weil die glänzende Politur durchaus nicht zur Erhöhung der Schönheit des Holzbrand-Bildes beiträgt und dieses vermöge seiner Dauerhaftigkeit, die jedes Säubern mit Wasser und Seife zuläßt, entbehren kann.

Der Platin-Holzbrand-Apparat ist zu beziehen aus dem Künstlermagazin von Kely und Reiners, W. Leipziger Str. 10, welches auch stets eine reiche Auswahl von Holz-Gegenständen auf Lager hält. (Bezugsquelle für das Zeichnen: H. Hirschwald, Magazin für Berliner Kunstgewerbe, NW, Unter den Linden 54-55.)

Fräulein Minna Landin (W, Königgräber Str. 56), die Verfasserin vorstehender Abhandlung, liefert auf Wunsch Vorträge jeder Art für Holzbrand-Bilder.

Brocatwolle ist ein neues Material, das sich vorzugsweise zum Häkeln oder Weben (mit dem Hand-Apparat von Eugenie Bernide, SW, Dörfelstr. 14) von Chaise longue- oder Reisebetten, Bettvorlegern etc. eignet. Der weiche Faden hat die Stärke der Castorwolle und ist aus fünf oder sechs verschiedenfarbigen Fäden, mit blühendem Krautgespinnst untermischt, zusammengedreht. Es sind darin ganz reizende Farberemischungen vorräthig oder werden nach Wunsch zusammengestellt. Empfehlenswerth ist es, diese bunte Wolle in möglichst einfacher Musterung, — beim Häkeln z. B. im Sternstich, beim Weben in einem Pleinmuster, — zu verarbeiten, wodurch die Farbenwirkung noch mehr begünstigt wird. Eine andere Neuheit in derselben Branche ist die Brillant-Dochtwolle, — kreuzweise mit glänzender Seide übersponnene Dochtwolle, welche in den vorläufig vorräthigen Farben hellrosa, hellblau, crème und weiß entzückend zart und duftig wirkend, wie zur Herstellung einer eleganten Wiegendecke geschaffen scheint. Diese auch als raschförderndes Material zu empfehlende Wolle wird in Knäueln von 100 Gramm verkauft, eine Wiegendecke erfordert etwa 4 Knäuel (à 2 Mark 45 Pf.); man verarbeitet sie mit sehr starken, 3 Cent. im Umfang messenden Holzadeln. (Bezugsquelle: J. F. Cullling, Frankfurt a. M., Kaiserstr. 8.)

## Preis-Concurrenz

der Illustrirten Frauen-Zeitung für die besten Zeichnungen.

IV.

Stimmen der Presse.

„Obwohl nun diese „Mustersammlung von Holzschritten“ selbstverständlich ein Speculations-Unternehmen ist, wie alle Erscheinungen, die aus der kaufmännischen Welt hervorgehen...“

Recht sehr löst sich nun für den Fortgang des Lipperheide'schen Unternehmens wünschen, daß vor Allem das Einfache, künstlerisch Schöne zum Ausdruck gebracht werde, daß man dagegen jene blenden, in Künstelei ausartenden Darstellungen möglichst vermeide, die einem manierirten, krankhaft modernen Geschmacke schmickeln und nicht bloß sehr üppig auf dem Gebiete der englischen und nordamerikanischen Kunst emporgewuchert sind, sondern lange schon in deutschen Künstler- und Gesellschaftskreisen ihre Geist und Herz entnervende Pflege gefunden haben. Es sind nicht die Rufen, denen man in solcher Weise opfert... O. B. im Dresdner Journal.

„Weber das Bestreben, einen Beweis von der eigenen Leistungsfähigkeit zu geben, noch die Absicht, die Zahl der illustrirten Werke aus reiner Speculation um eines zu vermehren, hat die betreffende Kustalt zu diesem kostspieligen Unternehmen veranlaßt, sondern lediglich die Absicht, einen bestimmten Zweig der deutschen darstellenden Kunst zu fördern und zu größerer Vollkommenheit zu führen, nämlich den deutschen Holzschmitt...“ Deutscher Reichs-Anzeiger.

„Daß wir jedoch die aus den „Illustrated London News“ satifam bekannte englische Manier den sorgfältiger ausgeführten Holzschritten z. B. der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ vorziehen sollten, daß wir uns nicht in den Kopf, wenigstens nicht für die großen, über zwei Folienseiten sich erstreckenden Holzschritte, bei denen dann die englische und noch mehr die französische Manier gewöhnlich durch eine gar zu rohe Behandlung breiter Flächen, besonders im Vordergrund, das Auge beleidigt. Was ferner die getadelte Reproduction von Gemälden anbelangt, so ist nicht zu leugnen, daß in einem Delgemälde in der Regel der Künstler sein Bestes gibt, und daß daher die Reproduction solcher Bilder mehr Garantie gewährt, der Abonnent werde kostlich Wertvolles erhalten, als wenn eine illustrirte Zeitung bloß Holzschritte nach vielleicht flüchtig hingeworfenen Zeichnungen bringt...“ Dr. J. B. Widmann im Berner „Bund“.

„Dem deutschen Kunstgeist, der zumal bei einem Blatte, das nur in nächster Nähe gesehen werden soll, stets auf sorgfältige, auch die Nebendinge auf das Klarste schildernde Ausführung bringt, wird der skizzenhafte Stil der englischen und französischen Holzschritte in den meisten Fällen fremd bleiben...“

Der große Maßstab, in dem die meisten dieser Blätter ausgeführt sind, läßt die skizzenhafte Ausführung allerdings weniger fühlbar erscheinen. Georg Voh in der „Täglichen Rundschau“.

„Wenn wir dem Bestreben des Verlegers, die directe Hecanziehung der Künstler zur Illustration, die vollste Sympathie entgegenbringen, so möchten wir doch wünschen, daß eine Behandlung, welche mehr der raschen technischen Herstellung Rechnung trägt, als der echten Facsimile-Wiedergabe und der künstlerischen Detaildurchführung, zu besserer Vollkommenheit gebracht werde, als in gar manchen dieser allerdings effectvollen ausländischen Schnitte, die unserer Anschauung nur schwach entsprechen.“ J. A. in der „Frankfurter Zeitung“.

Die vorliegende erste Lieferung enthält neun Blatt, durchweg gute Schnitte; die Zeichnung ist jedoch hier und da etwas mangelhaft; so lassen sich namentlich auf der von R. Caton Woodville gefertigten Episode aus der „Susan-Exposition“ manche Fehler, wie falsche Verkürzung einzelner Gliedmaßen etc., nachweisen... P. in der „Neuen Preussischen Zeitung“.

Zu dieser Nummer gehört für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild und ein Kinderbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelblätter, 24 Roden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Rodenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. (1 Gulb. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Gulb. 80 Kr.) Die Fest-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.) Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Rodenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf. (2 Gulb. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Gulb. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Fest-Ausgabe auch alle Postanstalten.

## Anzeigen

falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ungenutzt von uns angekauft werden sollten, finden zu dem Besize von 1 Mark für die einbaltige Konvalescenz-Zeile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-Bureaus, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Postdamer Straße 38, und zu Wien I, Dörfelgasse 3. Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post angeliefert, so lange der Inserentions-Auftrag dauert.

# Kunstgewerbliches.

Siehe Seite 405.

f. Schade, Juwelier in Berlin C, Roßstr. 27.

Servietten-Ring. Preis M. 15.  
Drosche. Preis M. 55.

Theyer und Hardtmuth, Papier-Ausstattung, in Wien V, Kleine Neugasse 15, 17, 19, Filiale in Berlin W, Leipziger Str. 101. (Zu kaufen in allen feineren Papierhandlungen.) Briefpapier und Karten mit Couverts. Preis pro Carton von 25 Bogen und Couverts von M. 2 bis M. 10.

## Festgeschenke für Erwachsene.

Boz's sämmtl. Werke in 27 eleg. Ganzl. Bänden nur 54 M.  
Bulwer's beste Werke in 10 eleg. Ganzl. Bänden nur 20 M.  
Cooper's beste Werke in 15 eleg. Ganzl. Bänden nur 30 M.  
Scott's sämmtl. Werke in 25 eleg. Ganzl. Bänden nur 50 M.  
Zu beziehen durch jede Buchhandlung wie auch direkt gegen Einsendung der Beträge von Carl Ziegler in Leipzig.

## Weihnachts-Katalog. 1885.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:  
Literarischer  
Mit den Portraits von  
Felix Dahn, Victor von Scheffel, Richard Voß und  
Adolf von Pichler,  
nach Zeichnungen von A. Schubert,  
und dem Weihnachtsliede „O, du frohliche etc.“ für zwei Singstimmen  
und Pianoforte bearbeitet von Albert Becker.  
Mit farbigen, illustrirtem Umschlag.

Ein trefflicher Rathgeber bei der Wahl von Büchern als Weihnachts-Geschenk, wie zu anderen Gelegenheiten, zehnet sich der literarische Weihnachts-Katalog durch geschmackvolle Ausstattung in zweifarbigen Druck, roth und schwarz, wie durch systematische Anordnung von Titeln und Anzeigen empfehlenswerther Werke nach folgenden Rubriken, aus: Illustrirte Prosaerwerke; Deutsche und ausländische Klassiker; Neuere Dichtungen; Romane und Novellen; Gedichtsammlungen; Kunst- und Literaturwissenschaft; Geographie und Geschichte; Philosophie und Naturwissenschaft; Belletristische Literatur; Frauen-Literatur; Kinderbücher und Jugendschriften; Spiele; Wörterbücher und Lexika; Musikalien; Vermischtes. Jeder ist hiernach in der Lage, aus der seinen Wünschen entsprechenden Abtheilung eine Uebersicht über die betreffende Literatur zu gewinnen und mit Leichtigkeit eine Wahl zu treffen. Der literarische Weihnachts-Katalog ist in allen Buchhandlungen zu haben.

# DER GUTE TON

IN ALLEN LEBENSLAGEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben von Franz Ebbardt. Prachtwerk in Lex. 8°. Gedruckt in zwei Farben auf Vollpapier, mit vielen Vignetten. 56 Bog. eleg. geb. mit Goldschm. 10 Mk. — II. Teil: Unserer Frauen Leben. 24 Bog. eleg. geb. mit Goldschm. 10 Mk. — Prospekt gratis und franko. Zu beziehen durch alle Buchh. oder direkt portofrei vom Verleger JULIUS KLINKHARDT in LEIPZIG und BERLIN W., Lützowstr. 11.

# Silvana.

Siehe Neue Musik-Zeitung IV. Quartal. Preis bei der nächsten Postanstalt, Buch- u. Musikalienhandlung nur 80 Pf.

Empfehlenswerthe Geschenksbücher aus dem Verlage von Fr. Bartholomäus in Erfurt.  
Keller, Friederike. Der Führer der Jungfrau und Frau im häuslichen und gesellschaftlichen Leben. Heft eines für alle Special-Verhältnisse des weiblichen Lebens bestimmten Briefsteller und einem Anhange: Anweisungen über weibliches Leben und Streben. 6. vermehrte Auflage. Eleg. gebunden M. 2.75.  
Vindan, Carl. Der beste Ton. Regeln des Auftretens und Auftretens, durch ein anständiges und geistreiches Benehmen im gesellschaftlichen Leben anzuwenden und beliebt zu machen. Ein Sitten- und Verhaltensregeln für junge Leute. 3. Auflage. Eleg. gebunden M. 1.80.  
Brunold, F. Volk und Reid im Liede. Neue deutsche Volks- u. Volkslieder. 5. Aufl. In eleganten Einbänden M. 2.50.  
Voll, G. H. Blumen und Lieder. Eine musikalische Blumenprache. 4. Auflage. Eleg. gebunden M. 1.90.

Die Königl. Hof-Kunstalienhandlung von A. B. Krause in Dresden liefert alle Musikalien und musikalischen Schriften auf's Schönste. Kataloge gratis und franco.